Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 25 – 21. Juni 2008 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Buntes Durcheinander: Nach dem Nein der Iren zum Reformvertrag ist die EU aus dem Tritt. Nur noch die Flaggen der 27 Nationen hängen in Brüssel einträchtig nebeneinander, in den Gremien der Union herrschen Ratlosigkeit und Resignation vor.

Foto: ddp

Die Blamage

EU in der Krise – Irland stoppt den Lissabonner Vertrag

Von KLAUS D. VOSS

Ni“ heißt auf Gälisch Nein – und dieses irische Wort hat Folgen. Der Versuch, den EU-Bürgern einen Grundlagenvertrag mit Verfassungsrang unterzuschieben, ist gescheitert. Brüssel ist blamiert.

Eine unerwartet deutliche Mehrheit der Iren von 53 Prozent hat in der einzigen zugelassenen Volksabstimmung den Vertrag von Lissabon verworfen – weil die Iren damit nichts anfangen konnten. Auf der Insel wie auf dem ganzen Kontinent hatte keine Regierung, keine Partei und schon gar nicht eine der hoch besoldeten EU-Institutionen sich die Mühe gemacht, den EU-Bürgern den Vertrag und seine Bedeutung für Europa zu erklären. Was der Lissabon-Vertrag im einzelnen regelt, die Vor- oder Nachteile für die jeweiligen Nationen, das mußte bei dem konspirativen Verhalten der 27 Regierungen im Dunkeln bleiben. Sie vertrauten auf die Gefügigkeit der eigenen Parlamente und die Wirkung ihrer Drohung an Irland, der Vertrag müsse angenommen werden, sonst sei die Reform der EU gescheitert.

Genau da stehen wir nun – auch wenn etliche Politiker glauben, sie könnten sich durch eine Hintertür herausschleichen und weitermachen wie bisher.

Für uns besonders peinlich ist das seltsame Demokratieverständnis des Außenministers Frank-Walter Steinmeier (SPD), der sich spontan hinreißen ließ, Irland den Ausschluß anzudrohen. Auch für ihn muß gelten, daß Mehrheitsentscheidungen von allen zu respektieren sind, keinesfalls abgestraft werden dürfen.

Natürlich gibt es Auswege aus der Krise. Zunächst einmal muß die Einsicht geboren werden, daß man eine Verfassung und eine Verfahrensordnung für die Institutionen einer Staatengemeinschaft mit allen Bürgern diskutieren und außerdem die Funktion der Parlamente respektieren muß.

Es wäre auch falsch zu glauben, allein Irland stehe dem Lissabonner Vertrag im Wege. Fairerweise muß man Frankreich und die Niederlande ins Lager der Nein-Sager rechnen, die schon die erste EU-Verfassung verworfen hatten. Großbritannien, Österreich und Dänemark sind nach dem öffentlichen Stimmungsbild gegen die retuschierte Neuauflage des Verfassungsvertrages.

Schwedens Bürger zählen zum Lager der Gegner; sie hatten 2003 bei der einzigen ihnen gestatteten Volksabstimmung aus Unwillen über die EU den Euro gestoppt. In Polen verweigert Staatspräsident Lech Kaczynski nach wie vor die Unterschrift unter die Ratifizierungsurkunde, in Tschechien ist die Zustimmung des Staatspräsidenten Vaclav Klaus völlig offen, auch die Prüfung durch das Verfassungsgericht in Prag.

In Deutschland schließlich würden erst die Verfassungsrichter das Schlußwort sprechen, wenn das Ratifizierungsverfahren zum Lissabon-Vertrag weiter durchgezogen werden sollte. Einige Bundestagsabgeordnete, unter ihnen Peter Gauweiler (CSU), haben Organklage und Verfassungsbeschwerde eingereicht.

Und auch die Karlsruher Richter wissen, wie die Stimmung im Lande ist. Es würde kaum jemand die Wette wagen, daß hier bei einer Volksabstimmung die Entscheidung anders ausfiele als in Irland.

KLAUS D. VOSS:

Klare Sache

Man kann ruhig einmal die Bürger fragen: Einen bemerkenswerten Umschwung in den letzten Monaten hat das Meinungsforschungsinstitut Emnid festgestellt. Inzwischen will nahezu jeder zweite Deutsche, daß der gesetzlich fixierte Ausstieg aus der Atomenergie noch einmal überdacht wird.

Vor zwei Jahren waren die Befürworter der Kernenergie noch eine kleine Minderheit, ganze 15 Prozent. Aber nun haben dramatisch steigende Energiekosten sicher einiges dazu beigetragen, daß alle Aspekte der Energieversorgung sachlicher diskutiert werden, auch die Versorgungssicherheit.

Man darf die Bürger nicht unterschätzen; sie müssen mit dem Ihren zurechtkommen, haben das Rechnen also noch nicht verlernt und wissen, woher bezahlbarer Strom kommt.

Man kann auch die Kommunen fragen, die sind näher dran am Bürger als die hochmögenden Minister. Gerade hat der Deutsche Städte- und Gemeindebund Alarm gerufen und dringend Investitionen in die Infrastruktur unseres Landes gefordert: für den Erhalt und Ausbau der chronisch überlasteten Straßen, ins Schienennetz der Bahn. Vor allem aber verlangen die Städte, daß bis zum Jahr 2020 noch 50 Milliarden Euro in neue Kraftwerke und Stromnetze investiert werden. Wer rechnen kann wie die Kommunen, der sieht die gewaltige Versorgungslücke auf uns zukommen, in den nächsten zwölf Jahren.

2022 will der Bundesumweltminister das letzte der deutschen Kernkraftwerke abschalten lassen, Block II in Neckarwestheim. Was dann? Wenn sie mich fragen: Wir sollten den Umwelt-Gabriels ganz schnell das Rechnen beibringen.

SPD spendierfreudig

Teilrente als Wahlkampfschlager – Streit in der Union

Für CDU/CSU wird es eng mit populären Wahlkampfthemen: Die SPD trennt sich völlig von der Besonnenheit, mit der unter Kanzler Gerhard Schröder in der Agenda 2010 die Rente mit 67 verankert wurde und die Sozialsysteme saniert werden sollten – jetzt herrscht Wahlkampf-Freigiebigkeit.

Neues Thema für den Schlagabtausch ist die bisher wenig populäre Teilrente. Nur ein paar tausend Bundesbürger haben sich bisher daran gewagt, schon ab dem 63. Lebensjahr Teilrente – also ein Drittel, die Hälfte oder Zweidrittel der Altersbezüge – zu beantragen.

Die Teilrente ist je nach Quote mit reichlich bemessenen Zuverdienst-Grenzen gekoppelt. Ein Durchschnittsverdiener, der sich mit einem Rentendrittel zufrieden gibt, kann zwischen 1600 Euro (Ost) und 1800 Euro (West) hinzuverdienen, bis er die volle Altersrente ab 65 beantragen kann.

Unter diesen Konditionen ist die Teilrente kein unvernünftiges Instrument, ältere Menschen mit einer Grundabsicherung in die Lage zu versetzten, sehr flexibel auf Angebote auf dem Arbeitsmarkt reagieren zu können. Jedenfalls ist die Teilrente wesentlich vernünftiger als die umstrittene Altersteilzeit.

Aus dieser Regelung will die SPD nun ein Wahlgeschenk an die ältere Generation machen, generell soll nach ihrem Vorstoß die Teilrente ab 60 Jahren möglich sein, gleichzeitig sollen alle Hinzuverdienstgrenzen, bei denen derzeit die Besserverdienenden begünstigt werden, entfallen. Was diese Entfesselung der Teilrente für die Rentenkassen bedeutet, hat die SPD lieber noch nicht nachgerechnet, darum geht es ihr auch nicht. Die Sozialdemokraten werben um die Stimmen jener Menschen, die nach einem langen Arbeitsleben ihre Lebensleistung bei der Altersversorgung gerecht bewertet sehen wollen – und schon gar kein Verständnis dafür haben, daß Menschen nach einem Leben in der „sozialen Hängematte“ im Alter fast gleich gut dastehen.

Der Arbeitnehmerflügel der Union wittert, daß die SPD hier Punkte machen kann und stellt sich gegen das Nein der Parteiführung – das trägt Streit in die CDU um den richtigen Kurs in der Sozialpolitik. Siehe auch Seite 5. *vs*

Wenn Erziehung fehlt

Kinder scheitern an den Hauptschulen, Studenten an der Uni

Daran krankt die deutsche Bildungspolitik: Auf die richtigen Fragen gibt es die falschen Antworten, und natürlich werden richtige Antworten auf falsche Fragen bezogen.

Der Zentralverband des Deutschen Handwerks hat den Finger auf die richtige Stelle gelegt. Jeder vierte Hauptschulabgänger ist nicht reif für eine Ausbildung. Genau genommen beherrscht jeder vierte Hauptschüler nicht die Grundfertigkeiten: Lesen, Schreiben, Rechnen.

Die richtige Antwort: Wenn so viele junge Menschen nach acht Jahren in der Schule so miserabel ausgebildet sind, dann stellen sich ganz grundlegende Fragen nach den richtigen pädagogischen Konzepten. Die richtige Frage dazu: Wer will es eigentlich verantworten, den jungen Menschen in der Hauptschule eine ernsthafte und erfolgsbewußte Erziehung zu verweigern? Kinder ausbilden zu wollen, ohne ihnen das Geschenk einer Erziehung zur Disziplin und Selbstdisziplin zu machen, kann nicht funktionieren.

Wenn aber traditionell erprobte Erziehungsgrundsätze nichts mehr gelten, dann kann auch der gewohnte Ruf nach „Noch mehr Geld für die Bildung“ nicht helfen – den experimentellen Pädagogikprojekten vielleicht, den Kindern jedenfalls nicht. Noch nie zuvor wurde so viel Geld in Bildung investiert wie heute, und das bei deutlich abnehmenden Kinderzahlen.

17 Millionen Menschen stehen in Deutschland in der Ausbildung oder in einer Fort- oder Weiterbildung, 1,5 Millionen verdienen in Bildungswesen ihr Geld; ein Aufwand, wie er sich gehört. Und es ist richtig, immer genug Geld für die Ausbildung bereitzustellen.

Wenn aber Bundeskanzlerin Angela Merkel die „Bildungsrepublik“ ausrufen will und damit wieder nur die obersten Etagen des Bildungswesens meint, dann bleibt sie den bedrängten Hauptschülern eine ehrliche Antwort schuldig.

Aber nicht nur denen: Man muß die Kinder mit der Fähigkeit zu lernen ausrüsten – schließlich scheitert nicht nur jeder vierte Hauptschüler in unserem Bildungssystem, sondern auch fast 30 Prozent der Studenten resignieren vor hohen Anforderungen an den Universitäten. *vs*

Einsehen in Potsdam

Das Historische Institut will den Eindruck nicht auf sich sitzen lassen, die Universität Potsdam sei ein Hort der Intoleranz. An der Hochschule war vor kurzem die Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV), Erika Steinbach, von linksextremen Demonstranten daran gehindert worden, eine Vortragsreihe aufzunehmen. Die Störer hatten die Zugänge zum Audimax blockiert. Frau Steinbach war weder von Seiten der Universität ausreichend unterstützt und abgesichert worden, noch konnte die Polizei die Ordnung wiederherstellen. Die BdV-Präsidentin sagte die Vorlesungsreihe schließlich ab.

Jetzt hat die Universität reagiert, wie die „Märkische Allgemeine Zeitung“ berichtet. Universitätspräsidentin Sabine Kunst kündigte ein Positionspapier zu „Toleranz in der Wissenschaft“ an. Ihr Stillschweigen und die Untätigkeit der Universitätsleitung während der Attacken auf die BdV-Präsidentin begründete sie, man habe „kein Öl ins Feuer gießen“ wollen.

Entschlossener hat sich das Historische Institut engagiert. Dort sollte Erika Steinbach in drei Vorlesungen die „Siedlungsgeschichte der Deutschen in Ostmitteleuropa“ referieren. Doch eine vom Allgemeinen Studierendenausschuß (AStA) der Universität Potsdam zusammen mit antifaschistischen Vereinigungen organisierte Gruppe hatte „Geschichtsrevisionismus“ gewittert und den Vortrag verhindert.

Das Historische Institut der Uni Potsdam hat inzwischen auf einer Vollversammlung mit 147 gegen sieben Stimmen beschlossen, daß die Meinungsfreiheit auf dem Campus im Extremfall auch mit Hilfe der Polizei durchgesetzt werden müsse. Die Vertreter des AStA blieben auf dieser Veranstaltung isoliert, als es zum Beispiel hieß: „Der AStA kann nicht bestimmen, wer Meinungsfreiheit haben soll und wer nicht.“ *vs*

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Auf goldenem Boden

Nicht nur Kollekte: Evangelische Kirche in Münster setzt professionelle Spendenwerberin ein

Von Marcus Mockler

Das ist neu: Der evangelische Kirchenkreis Münster hat für fünf Jahre eine hauptamtliche Spendenwerberin (Fundraiserin) angestellt. Pastorin Iris Beverung kümmert sich künftig darum, Unterstützer für die Arbeit der 24 Gemeinden im Kirchenkreis zu finden. Bemerkenswert ist diese Anstellung, weil es immer noch viele Landes- und Freikirchen gibt, die überhaupt keinen Vollzeit-Fundraiser haben – und hier wagt nun auf untergeordneter Ebene ein Kirchenkreis diesen ungewöhnlichen Schritt.

Bei der EKD dürfte man davon begeistert sein. Immerhin steht im zwei Jahre alten Impulspapier „Kirche der Freiheit“ der Leitung der evangelischen Volkskirche Deutschlands der Satz: „Die Einnahmen aus zusätzlich eingeworbenen Mitteln sollten im Jahre 2030 rund 20 Prozent aller Mittel der evangelischen Kirche ausmachen.“ Für eine Organisation, die sich in den vergangenen Jahrzehnten auf die kräftig sprudelnde Quelle der Kirchensteuern verlassen konnte, ist das eine visionäre Aussage. Und eine Aufgabe – an die sich allerdings viele Kirchen noch gar nicht herangemacht haben.

Unternehmergeist und Talent für die Kommunikation

Der hauptamtliche Spendenwerber liegt also voll im Trend. Davon überzeugt ist auch Michael Urselmann, Professor für Sozialmanagement an der Fachhochschule Köln. „Das ist ein Beruf mit rosiger Zukunft“, sagt er. Doch komme er nicht für jeden Menschen in Frage. Zwei Eigenschaften müsse ein erfolgreicher Spendenwerber mitbringen: Kommunikationsfreude und unternehmerisches Denken. Das Erste sei entscheidend, um mit potentiellen Spendern aller Art in Kontakt zu kommen und glaubwürdig die eigene Arbeit vertreten zu können. Die unternehmerische Ader sei wichtig, um mit den erforderlichen Investitionen vernünftig umzugehen und bei der Spendenwerbung die richtigen Prioritäten zu setzen. Als Ausbildungsweg hat sich im deutschsprachigen Raum das berufsbegleitende Studium etabliert – etwa an der Fundraising-Akademie (Frankfurt a. M.), die vom Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, dem Deutschen Fundraising-Verband und dem Deutschen Spendenrat getragen wird.



Ohne sogenannte Fundraiser (hauptamtliche Spendenwerber) wäre der evangelische Kirchenkreis Münster arm dran. Foto: ddp

Die Ausbildung – sie dauert zwei Jahre und kostet rund 9000 Euro – ist also eine Investition für die Studierenden und die Anstellung eine Investition für die Kirche oder den Verband. Genau dieser Gedanke der Investition kommt laut Sozialmarketing-Experte Michael Urselmann bei den Organisationen zu kurz. „Erst schiebt man das Thema Fundraising auf die lange Bank, dann stellt man überstürzt jemanden ein und erwartet, daß für die investierten 50000 Euro innerhalb eines Jahres eine Million an Spenden zurückkommt“, kritisiert Urselmann die Mentalität mancher Sozialwerke. Die Erfahrung zeige aber: Das Aufbauen von Beziehungen und Freundschaften zu Spendern ist eine langwierige Sache. Man rechne im Durchschnitt mit drei Jahren, bis die Investitionen gedeckt seien – danach bringe Fundraising Gewinn.

Der Spendenmarkt ist riesig. In Deutschland werden jährlich schätzungsweise vier bis fünf Milliarden Euro verschenkt. Und je eindrücklicher die Not und je höher die Erwartung, eine Gabe könne sie lindern, desto größer die Spendenbereitschaft. In diesem Punkt einzigartig war der weltweite Wille, nach der verheerenden Flutwelle in Ostasien Geld zu geben. Alleine in Deutschland sind in den Folgemonaten über 600 Millionen Euro gespendet worden.

Im Leben der Kirchengemeinden ist das Spenden nach dem Kalender organisiert. So profitiert das evangelische Hilfswerk „Brot für die Welt“ wesentlich davon, daß praktisch alle Weihnachtskollekten – die Zeit mit dem höchsten Gottesdienstbesuch – auf das Hilfskonto wandern.

An diesem Punkt ist aber zu erwarten, daß sich die Konkurrenzsituation in den kommenden Jahren verschärft. Denn wenn tatsächlich immer mehr Aufgaben der Gemeinden aus zusätzlichen freiwilligen Gaben der Mitglieder und Gäste vor Ort stammen müssen, wird die Einsicht sinken, Gelder aus den besten Spendensonntagen wegzugeben, statt sie in lokale Projekte zu stecken. Zumal die Erfahrung zeigt, daß Spenden für die Orgelrenovierung oder ein neues Kirchendach viele Menschen enger mit ihrer Gemeinde verbinden als ein Hilfsprojekt, für das überregional aktive Organisationen die Werbetrommel rühren.

Zentrale christliche Arbeitsaufträge wie Mission und Evangelisation sind andererseits potentiellen Spendern schwer „verkäuflich“. Das ist jedenfalls die Erfahrung von Hartmut Steeb, dem Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz, die rund 1,3 Millionen Evangelikale repräsentiert. Für soziale und diakonische Arbeit, etwa mit Kindern oder Behinderten, ließen sich leichter Spenderbeziehungen bis in Industriekreise hinein aufbauen als für Evangelisation und Mission. Viele Spender hätten sich auf weltanschauliche Neutralität festgelegt, weshalb missionarische Aktivitäten für sie nicht förderbar seien.

Als vertrauensfördernd betrachtet Steeb andererseits die strengen Spendengrundsätze von Evangelischer Allianz, der Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen und des Rings missionarischer Jugendbewegungen. Dort wird etwa eine Beauftragung von Mitarbeitern auf der Basis von Provisionszahlungen abgelehnt. „Unsere Spender müssen nicht befürchten, daß ein bestimmter Prozentsatz ihrer Spende für die Einwerber ausgegeben wird.“

Spendenwerbung oder Vertrauen auf Gottes Hand?

Ein weiteres Problem für viele evangelikale Organisationen dürfte es sein, daß sie in Spendenwerbung einen Widerspruch zum Glauben an einen Gott sehen, der für sie sorgt. Sogenannte Glaubenswerke verzichten deshalb auf jede Form direkter Spendenaufrufe. Andere appellieren in Rundbriefen durchaus an die Freigiebigkeit der Leser. Aber jemanden speziell für die Aufgabe einzustellen, Beziehungen aufzubauen, aus denen neue und mehr Spenden hervorgehen, und diesen Angestellten gleichzeitig ja auch wieder aus Spendengeldern zu bezahlen – dieser Gedanke widerstrebt vielen Evangelikalen.

Auch wenn hier bereits eine Trendwende einsetzt. Werke wie Bibel TV und der Evangeliums-Rundfunk setzen ganz selbstverständlich Spendenwerber ein.

Die Frage bleibt offen, ob die anderen Sozialwerke mit professionellem Fundraising in einigen Jahren zu spät kommen könnten, weil potentielle Spender bereits gebunden sind. *idea*

Die Schulden-Uhr: Hilfe für Pendler

Auch der Bund der Steuerzahler fordert die Wiedereinführung der Pendlerpauschale. Wegen der hohen Spritpreise würden gerade Berufspendler extrem belastet. Mit Hilfe des ADAC hat der Bund der Steuerzahler ermittelt, daß die Kosten selbst eines Kleinwagens deutlich höher sind als 30 Cent pro Entfernungskilometer. So verursacht ein Kleinwagen mit einer Laufleistung von 15000 Kilometern Kosten in Höhe von 70 Cent pro Entfernungskilometer, ein Golf sogar 1,31Euro.

1.509.098.242.058 €

(eine Billion fünfhundertundneun Milliarden achtundneunzig Millionen zweihundertzweiundvierzigtausend und achtundfünfzig)

Vorwoche: 1.496.534.937.482 €
Verschuldung pro Kopf: 18333 €
Vorwoche: 18181€

(Stand: Dienstag, 17. Juni 2008, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Wie der »Rote Adler« braun wurde

Die Hymne auf die Märkische Heide paßt der Linkspartei nicht mehr

Von Jörg Bernhard Bilke

Als Gustav Büchsenschütz, damals gerade 21 Jahre alt geworden, am 10. Mai 1923 in einer havelländischen Jugendherberge bei Berlin das Lied von der Märkischen Heide dichtete und komponierte, konnte er nicht ahnen, welchen Sturm der Entrüstung und des Abscheus er 85 Jahre später bei den Genossen der Linkspartei auslösen sollte.

Das Lied, dessen Geschichte der Journalist Werner Bader in seinem Buch „Steige hoch, du Roter Adler“ (1988) aufgezeichnet hat, wurde zur inoffiziellen Hymne des Landes Brandenburg, nachdem es einen Weltkrieg und zwei Diktaturen bis zum Mauerfall 1989 überlebt hatte. Zum 100. Geburtstag des Liedschöpfers Gustav Büchsenschütz (1902–1996) am 7. April 2002 fand am Gedenkstein in Vehlefanz eine Feier statt, auf der der damalige Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) anerkennende Worte sprach, anschließend wurde die im Bundesland Brandenburg äußerst beliebte Hymne angestimmt.

Jetzt aber, 75 Jahre nach der „Machtergreifung“ 1933, haben die „Genossen Historiker“ in der Linkspartei unter Lothar Bisky, Gregor Gysi und Oskar Lafontaine die Geschichtsbücher gewälzt und mit Schaudern entdeckt, daß die fünf Jahre nach dem Ersten Weltkrieg entstandene Huldigungshymne auf die karge Schönheit Brandenburgs eigentlich ein „Nazi-Lied“ ist, denn „nachweislich sang es damals fast ausschließlich die SA“, so die PDS-Zeitung „Neues Deutschland“, und das schon vor 1933!

Nun hat die SA viele Lieder gesungen, vor und nach 1933, darunter auch „Am Brunnen vor dem Tore“ und „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Das war und ist in Deutschland verbreitetes Liedgut, das heute schlechterdings nicht verboten werden kann.

Und verbieten wollen die strammen Ideologen von der Linkspartei das Lied „Märkische Heide“ mit dem „Roten Adler“, der über „dunklen Kiefernwäldern“ aufsteigt, keineswegs, sie wollen es nur nicht mehr mitsingen müssen, wenn es bei offiziellen Anlässen im Potsdamer Landtag oder in der Provinz angestimmt wird.

Denn nach dem Studium historischer Dokumente ist den Genossen von der Potsdamer Landtagsfraktion ein furchtbarer Schrecken durch die Glieder gefahren, haben sie doch seit 1990 dieses Liede immer mitgeträllert, das schließlich auch „auf Reichsparteitagen in Nürnberg gesungen“ wurde, so das „Neue Deutschland“.

Vielleicht sollte man die eifrigen Genossen von der Linkspartei einmal an die Geschichte des 1989/90 so schmählich untergegangenen Staates erinnern, dem sie sich ideologisch verpflichtet fühlen. Auch dort gab es eine Hymne, gedichtet von Johannes R. Becher (1891–1958), vertont von Hanns Eisler (1898–1962) und von der Volkskammer am 5. November 1959 zur Nationalhymne erhoben. Sie beginnt mit den Worten „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt …“, und schon in der dritten Zeile heißt es „Deutschland, einig Vaterland“. Und wegen dieser drei Worte durfte diese Hymne nach Erich Honeckers Machtantritt im Mai 1971 nicht mehr gesungen sondern nur noch gespielt werden.

Ein noch schlimmeres Beispiel für den Umgang der Kommunisten mit der Geschichte: Die um 1871 entstandene „Internationale“, in der „das Menschenrecht erkämpft“ wurde, war bis 1944 Nationalhymne der Sowjetunion. Dieses Kampflied der Arbeiterbewegung wird heute noch von Kommunisten in aller Welt, auch von der Linkspartei, gesungen. Daß im Zeichen dieses Liedes Millionen von Menschen in sibirischen Lagern umgebracht wurden, davon wollen die geschichtsbesessenen „Linken“ im Potsdamer Landtag nichts wissen.

Berlin feiert

Von Harald Fourier

In der „Trabrennbahn Karlshorst“ waren gerade deutsch-russische Festtage. In der Kulturbrauerei feierte am vergangenen Wochenende die neue Linkspartei eine riesige Party, während in der Wuhlheide ein Politikkongreß für Jugendliche tagte. Dazu gastiert der Zirkus Varekai in der Hauptstadt. Und ständig laufen Konzerte, Ausstellungen, Filmpremieren – übertönt derzeit nur vom ständigen Gehupe der Autofahrer, wenn gerade mal wieder jemand bei der Fußball-Europameisterschaft gewonnen hat.

Neulich hatten wir Besuch aus Westdeutschland und wurden gefragt: „Was ist mit dem Kunstfestival? Habt ihr da schon Karten?“ Hm! Räusper. „Was denn für ein Kunstfestival?“, fragte ich zurück.

Berlin kann einen ganz schön fertig machen. Immer diese ewige Feierei. Diese Superlativausstellungen: Moma, Goya, Dalí und wie sie alle heißen. Wer in die Hauptstadt kommt, kann sich das eine Woche lang antun. Aber wir, die wir hier leben, können beim besten Willen nicht auf jeder Hochzeit tanzen, zu jeder Buchvorstellung hetzen oder jede Ausstellung mitnehmen. Wir müssen auch mal schlafen.

Aber hier kommt etwas, das sich lohnen könnte: In der kommenden Woche steht das Gedenken an die Luftbrücke auf dem Kalender. Das Deutsche Historische Museum zeigt zum Beispiel eine Fotoausstellung dazu.

Und das Kennedy-Museum erinnert am 26. Juni (mit ermäßigtem Eintritt) an den Besuch des US-Präsidenten von 1963, als er seine „Isch-bin-ein-Berliner“-Rede hielt. Die hielt er nämlich genau 15 Jahre nach dem Beginn der Luftbrücke 1948. Die Amis hatten schon immer ein Gespür für Jubiläen.

Die nächste, noch größere Feier kommt bestimmt. Im kommenden Jahr begeht die Stadt das 20jährige Mauerfall-Jubiläum. Ja, richtig: So lange ist das schon her! Dann werden, das hat der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit gerade verkündet, mehrere Festlichkeiten stattfinden. Der Höhepunkt wird eine Party am Brandenburger Tor sein, bei dem lauter Dominosteine umfallen, die dann ein großes Feuerwerk auslösen.

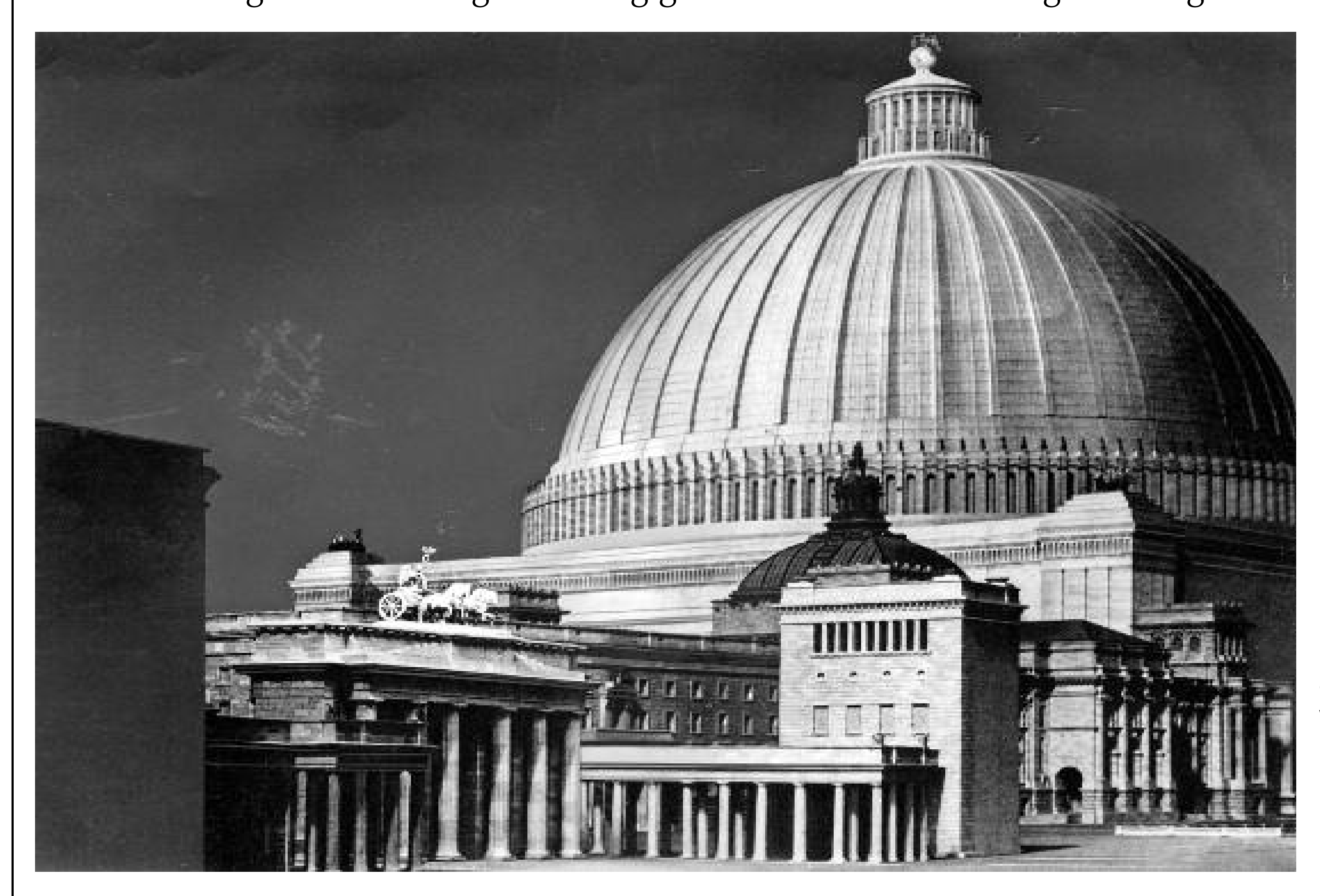
Zum Glück haben wir bis November 2009 noch ein wenig Zeit, um uns vorher auszuruhen.

Und ein wenig in den Archiven zu schmökern: Im November 2009 werden die Polit- und anderen Prominenten Berlins uns allen erzählen, was für ein Glück Einheit und Mauerfall für uns alle bedeuten.

Die meisten von ihnen sind natürlich lange über 40 Jahre alt und hatten auch von dem Revolutionsjahr 1989 schon eine Meinung zur Teilung, zum Umgang mit dem Honecker-Regime und zum Ziel der deutschen Einheit. Das wird bei vielen Promis bestimmt spannend, mal nachzulesen, welche Meinung das war.

Die andere Zerstörung

Ausstellung in Berlin zeigt Hitlers gigantische Pläne zur Umgestaltung der Hauptstadt



Sollte bis 1950 vollendet sein: Hitlers Kongreßhalle in Berlin mit 140000 Plätzen

Foto: star-media

Von Michael Böhm

Die alliierten Bomber halten sich nur bedingt an Ihre Planungen“, sagte Adolf Hitler frotzelnd nach einem Luftangriff auf Berlin zu Albert Speer. Dieser Satz ist verbürgt, er steht im „Spandauer Tagebuch“ des einstigen „Reichsarchitekten“ und er unterstreicht die monströsen Pläne des „Führers“, die Hauptstadt des künftigen Weltreiches komplett umzugestalten. Auch nach dem Gestaltungswillen der Nationalsozialisten sollte ein gutes Stück des alten Berlin in Trümmer fallen – wenngleich nur durch die Abrißbirne.

So das Alsenviertel unweit des Reichstags, dort, wo sich heute das Bundeskanzleramt befindet: In der Kaiserzeit war es eines der beliebtesten Wohnquartiere der Stadt, im Berlin des III. Reichs die Baustelle für die „Große Halle“: Dieses monumentale Kongreßgebäude hätte die Peterskirche in Rom zweimal überragt und im Grundriß 22 Fußballfeldern Platz gegeben, seine kupferne Kuppel wäre mit einem Durchmesser von 250 Metern mit Abstand die größte der Welt gewesen – ein gewaltiger, „grüner Berg“ inmitten der Reichshauptstadt.

Diese nie verwirklichte Gigantomanie dokumentiert in Berlin die Ausstellung „Mythos Germania“, veranstaltet vom Verein „Berliner Unterwelten e. V.“, zu sehen im Pavillon neben dem Denkmal für die ermordeten Juden Europas.

Anhand von Fotografien und Dokumenten sowie einem Filmmodell aus der Produktion „Der Untergang“ erfährt der Besucher, daß die Planungen der Nationalsozialisten auch eine 120 Meter breite Prachtstraße, quer durch die Berliner Innenstadt vorsahen, besäumt mit gigantischen Prachtbauten – vom S-Bahnhof Wedding im Norden bis auf die Höhe des heutigen Bahnhofs Südkreuz; er erfährt, daß auch für einen kolossalen Triumphbogen in Kreuzberg von 170 Metern Höhe ganze Wohnviertel abgerissen werden sollten und daß der Krieg all diese gewaltigen Bauvorhaben genauso beförderte, wie er sie verhinderte. So wurden die am 1. Mai 1940 begonnenen Arbeiten für die „Große Halle“ wegen Materialmangels knapp zwei Jahre später eingestellt. Sie hinterließen eine 30 Meter tiefe Fundamentgrube – im Mai 1945 war sie mit Wasser vollgelaufen und bildete für die heranrückenden Polen und Russen das letzte Hindernis vor dem Reichstag.

Indessen bringt die Ausstellung kaum Neues zu Tage, sie trägt nur grob zusammen, was über die „Architektur des Untergangs“ bislang gesagt, geschrieben oder gefilmt worden ist.

Umso mehr vermißt man eine tiefere Auseinandersetzung mit der Baukunst des III. Reichs. Wohl unterstreichen die Texte ihren Rückgriff auf den Klassizismus. Die der römischen Antike entlehnten Gebäude sollten Ehrfurcht vor der nationalsozialistischen Idee vermitteln.

Daß man sich aber in den 1920er und 1930er Jahre überall auf der Welt wieder an solch antikisierenden Formen orientierte – darüber erfährt man kein Wort. Tatsächlich wäre es interessant gewesen, die Bauten des nationalsozialistischen Neoklassizismus mit seinen Pendants aus der demokratischen, faschistischen oder kommunistischen Welt zu konfrontieren: etwa mit der „National Gallery of Art“ in Washington oder dem „Palais de Chaillot“ in Paris, dem „Foro Italico“ in Rom oder auch dem „Haus der Sowjets“ im damaligen Leningrad.

Unschwer hätte der Betrachter die stilistischen Parallelen erkennen können, wenngleich die Absichten dieser Architektur zuweilen andere waren: Denn während in Italien oder Rußland derselbe totalitäre Hang wie in Deutschland vorherrschte, das Individuum psychologisch erdrücken zu wollen und hierdurch die Bedeutung der gleichgeschalteten Masse zu unterstreichen, setzten die Architekten aus den Demokratien auf die individuell erhebende Wirkung des Neoklassizismus: Dort versuchte man im Rückgriff auf die Antike den durch Weltkrieg und Wirtschaftskrise verunsicherten Menschen wieder moralischen Halt zu geben.

Nur in einem war die Architektur des III. Reichs also einzigartig: Des Führers Baumeister übertrieben die an sich schon gewaltigen Maßstäbe des Neoklassizismus. „Der Stil war nicht das entscheidende Element, sondern die Größe“, notierte Albert Speer hierzu in seinen Erinnerungen. Das Verdienst der Schau besteht insofern weniger darin, die, wie es heißt, „sozialen und politischen Hintergründe der nationalsozialistischen Bauvorhaben zusammenzuführen“, sondern im Versuch, diesem Kapitel deutscher Geschichte überhaupt einen dauerhaften Ort zu geben. Denn wie die Veranstalter hoffen, soll die ausschließlich aus privaten Mitteln finanzierte Ausstellung ab Dezember 2008 dauerhaft zu sehen sein.

»Da hilft nur die harte Linie«

In den Badeanstalten der Spreemetropole eskaliert die Gewalt: Sicherheitsleute mit Hunden patrouillieren

Von Markus Schleusener

Als Anfang Juni die Temperaturen in der Hauptstadt emporschnellten, kam diese gute Nachricht wie gerufen: Berlins Badeseen sind die besten. Nicht nur in ganz Deutschland. Nein, in ganz Europa. Nirgendwo gibt es eine höhere Wasserqualität als hier. 38 von 40 regelmäßig getesteten Badestellen bekamen ein „Hervorragend“.

Es gibt aber noch andere Gründe für die Badestellen als nur die gute Qualität. Am Wannsee, am Tegeler See oder am Müggelsee ist es nicht so voll, und es gibt nicht so viel Ärger mit Gewalttätern.

Und die haben, das räumen mittlerweile selbst die offiziellen Stellen offen ein, beinahe durchweg einen „Migrationshintergrund“. Eigentlich spricht man nicht so gerne darüber. Es ist ja auch nicht politisch korrekt. Aber die Lage ist mittlerweile derart ernst geworden, daß Berliner deutscher Herkunft in wachsender Zahl die 60 staatlichen Badeanstalten (vor allem Freibäder, Sommerbäder, Schwimmhallen und Stadtbäder) meiden und auf stillere Orte, zum Beispiel an der Havel, ausweichen.

Berlins Traditionsbäder werden von gewalttätigen Jugendlichen in gefährliche Orte verwandelt. Immer öfter ist von Schlägereien, Messerstechereien, Nötigungen, Belästigungen und Diebstahl die Rede. Die Bäderbetriebe halten jetzt dagegen, mit mehr Sicherheitspersonal und schärferen Sanktionen. Schon seit vergangenem Jahr werden Gäste systematisch nach Messern durchsucht.

Beispiel Sommerbad Kreuzberg: Anfang Mai mußte die Polizei hart durchgreifen, als es ein Handgemenge wegen einer Nichtigkeit gab. Vier junge Araber wurden festgenommen. Zwei von ihnen wurden damals bereits als Intensivtäter per Haftbefehl gesucht. Aber auch ihre Kumpels standen den Prüglern in nichts nach. Erst der Einsatz eines Polizeihundes sorgte für Ruhe. Der Leiter der Badeanstalt Erhard Kraatz: „Viele Besucher verhalten sich wie Primaten, und es sind leider fast ausschließlich Ausländer.“

Als „Christenschwein“ sei er verunglimpft worden, beschwerte sich der Sozialdemokrat unlängst. Und er hat entdeckt: „Wir sind immer nur tolerant, umgekehrt schlägt uns nur Intoleranz entgegen.“

Es herrscht ein rauher Ton in Berlins Multikulti-Badeanstalten. Die Verantwortlichen haben dem Treiben offenbar zu lange zugesehen – längst sind ihnen deswegen die Familien, die Senioren, die deutschen Jugendlichen als Badegäste verlorengegangen. Und zwar nicht nur in Kreuzberg, Wedding und Neukölln, den Bezirken mit hohem Migrantenanteil. Auch in Pankow, einem Ostbezirk mit einem gefühlten Ausländeranteil von null Prozent, regiert die Gewalt. Und sie geht auch dort fast ausschließlich von Migrantenkindern aus. Im Sommer 2006 rotteten sich dort einmal 200 Badegäste zusammen und demolierten die Einrichtung. Das Bad mußte geräumt werden. Hinterher waren 80 Polizisten nötig, um den laufenden Betrieb abzusichern.

Kein Einzelfall. Ein früherer Mitarbeiter eines Freibades schildert es so: „Ich habe selber mal jahrelang in einem Schwimmbad gearbeitet. Da kam es dann drauf an, wer der Schichtführer war. Einer, der nur Recht und Gesetz kannte, und ich hatte Rückendekkung, wenn ich einen rausgeschmissen habe, der eine Frau dumm angemacht hat. Und ein linker Gutmensch, der alles schleifen ließ. Ratet mal, bei wem Ruhe im Bad war und auf welcher Schicht ich am liebsten gearbeitet habe?“ Auch ein aktiver Bademeister türkischer Herkunft bestätigt: „Es nutzt nichts, diese Jungen zu ermahnen. Da hilft nur die harte Linie.“

Bisher wurde also, so scheint es, kein allzu großer Wert auf die Einhaltung der Badeordnung (Zitat: „Bitte nehmen Sie auf die anderen Badegäste Rücksicht“) gelegt. Doch zum Saisonbeginn haben die Berliner Bäderbetriebe jetzt andere Saiten aufgezogen. Er wolle schon die kleinsten Pöbeleien unterbinden, kündigte Bäder-Chef Klaus Lipinsky an und ernannte einen neuen Sicherheitsbeauftragten namens Andreas Pfitzner.

Zur neuen Strategie gegen Gewalt in den Berliner Bädern gehören Patrouillen mit Hunden und Hausverbote. Diese wurde im laufenden Sommer bereits 150 Mal ausgesprochen. Auf der Liste der Rausgeflogenen ständen nur vier deutsche Namen, verriet Pfitzner gegenüber dem „Focus“.

Glietsch sorgt für Empörung

Für öffentliche Empörung hat Berlins Polizeipräsident Dieter Glietsch mit der Empfehlung an Fahrer teurer Autos gesorgt, ihre Wagen nicht mehr in bestimmten Stadtteilen zu parken. In Vierteln mit hohem Linksextremisten-Anteil wie Kreuzberg oder Prenzlauer Berg sind schon allein in diesem Jahr 60 sogenannte „Nobelkarossen“ angezündet worden. Glietsch riet Besitzern solcher Fahrzeuge im Interview mit der „taz“, ihre Wagen eben woanders zu parken.

Die Hauptstadt-CDU sprach von einer „Bankrotterklärung“ gegenüber den linken Gewalttätern, die Berliner FDP nannte die Glietsch-Einlassungen ein „Armutszeugnis“. Die Polizeigewerkschaft GdP kritisierte den Personalabbau als Ursache dafür, daß die Polizisten die Bürger und ihr Gut nicht mehr flächendeckend schützen könnten.

SPD-Innensenator Erhart Körting hingegen forderte Porsche-Besitzer auf, nicht durch Parken zu „provozieren“. *H.H.*

Zeitzeugen



Friedrich der Große – Gleich nach seiner Thronbesteigung 1740 stiftete König Friedrich II. von Preußen (1712–1787) den Orden „Pour le Mérite“ (für das Verdienst). Damit sollten herausragende militärische, bald darauf auch zivile Leistungen honoriert werden. So verlieh ihn Friedrich auch dem Philosophen Voltaire.

Ernst Jünger – Der 1895 geborene Philosoph, Schriftsteller, Insektenkundler und Offizier Jünger war bei seinem Tod 1998 der letzte lebende Träger der Kriegsklasse des „Pour le Mérite“ für außergewöhnliche Tapferkeit im Feld. Jünger, der an beiden Weltkriegen teilnahm, bestach durch die Unabhängigkeit seines Geistes. In einem Jahrhundert, das von Opportunismus und nachträglicher Besserwisserei geprägt war, hob er sich damit deutlich ab. Das brachte ihm Bewunderung, aber vor allem Irritation und Ablehnung ein.



Hanna Reitsch – Als eine von nur zwei Frauen wurde die brilliante Fliegerin Reitsch (1912–1979) mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet. Bei Testflügen in einem bemannten V1-Marschflugkörper wurde sie mehrfach schwer verletzt. Am 26. April 1945 flog sie ins umkämpfte Berlin, um Hitler herauszuholen, der lieber blieb. Als Nationalsozialistin sehen sie Historiker dennoch nicht, eher als politisch sehr naiv. Insbesondere die Rassepolitik des NS lehnte Hanna Reitsch indes scharf ab und wies alle Vorstöße, in eine NS-Organisation aufgenommen zu werden, zurück.

Hasso von Manteuffel – Von dem Wehrmachtsgeneral a. D. und seinerzeitigen FDP-Politiker stammte in den 50er Jahren der Vorschlag, die westdeutsche Armee „Bundeswehr“ zu nennen. Manteuffel (1897–1978) war einer von nur 27 Trägern des Ritterkreuzes mit Eichenlaub, Schwertern und Brillianten.



Erich Mende – Der Ritterkreuzträger und spätere FDP-Chef Mende (1916–1998) setzte sich in den 50er Jahren massiv dafür ein, daß Wehrmachtsorden wieder öffentlich getragen werden dürften. Dies wurde mit dem Ordensgesetz von 1957 schließlich erlaubt. Allerdings schreibt das Gesetz vor, daß das Hakenkreuz dabei nicht sichtbar sein darf.

Für Tapferkeit und Mut

Bekommt die Bundeswehr bald einen Orden für „außergewöhnlich tapfere Taten“?

Von Jan Heitmann

Es gibt vier Klassen: verdiente, erdiente, erdienerte und erdinierte.“ Dieser Ausspruch des Feldmarschalls von der Goltz-Pascha wird immer dann zitiert, wenn es um Orden und Ehrenzeichen geht. Darüber, zu welcher Kategorie die Auszeichnungen der Bundeswehr gehören, wird in der Truppe gern gelästert – natürlich vor allem von denjenigen, die sich bei Ehrungen übergangen fühlen. Was es bislang in den deutschen Streitkräften nicht gibt, ist eine Tapferkeitsauszeichnung.

Der Bundestagsabgeordnete Ernst-Reinhard Beck, Oberst der Reserve und Präsident des Reservistenverbandes, will das ändern. Er fordert die Stiftung eines Ordens „für besondere Tapferkeit, besonderen Mut und besondere Einzelleistungen im Einsatz“. Das Mitglied des Verteidigungsausschusses geht sogar noch weiter und bringt die Wiedereinführung des Eisernen Kreuzes ins Spiel, das als Hoheitszeichen der Bundeswehr eine bundesrepublikanische und darüber hinaus eine bis zu den Befreiungskriegen gegen Napoleon 1813 zurückreichende deutsche Tradition habe.

Bundesverteidigungsminister Franz Joseph Jung zeigte sich der Idee seines Parteifreundes Beck gegenüber sogleich aufgeschlossen und leitete den Vorschlag zuständigkeitshalber an Bundespräsident Horst Köhler weiter. Dieser stellte jetzt in Aussicht, einen Orden für „außergewöhnlich tapfere Taten“ zu genehmigen. Allerdings beeilte er sich zu versichern, an eine Wiederbelebung des Eisernen Kreuzes sei nicht gedacht. Damit reagierte das Staatsoberhaupt auf Kritiker wie den Zentralrat der Juden, die vor einer „Anknüpfung an unselige Traditionen“ warnen. Tatsächlich ist die Debatte um eine deutsche Tapferkeitsauszeichnung die logische Konsequenz aus der Wandlung der Bundeswehr von einer Abschreckungsarmee des Kalten Krieges zu einer Armee im Einsatz.

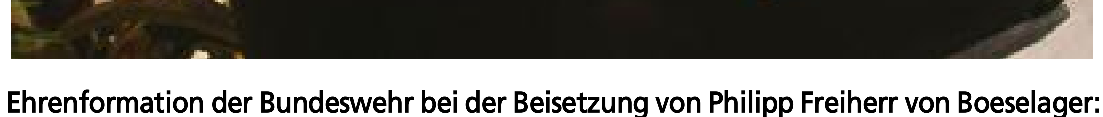
Die Erfahrungen mit dem Ordenswesen während der nationalsozialistischen Herrschaft haben den Entschluß, in der Bundesrepublik Deutschland wieder Orden und Ehrenzeichen zu verleihen, erheblich erschwert. Ein Vierteljahrhundert lang mußten die Bundeswehrsoldaten auf die dekorative Brustzier verzichten, so sie keine Meriten aus der Kriegszeit vorzuweisen hatten. Kriegsauszeichnungen dürfen seit 1957 wieder getragen werden, allerdings nur in einer „entnazifizierten“ Version ohne Hakenkreuz. Alle anderen mußten sich mit dem allerdings nur bei höheren Dienstgraden zu findenden Bundesverdienstkreuz, den ebenfalls selten an Soldaten verliehenen Verdienstorden der Länder begnügen. Außerdem dürfen die nach dem Ordensgesetz anerkannten zivilen deutschen Sportauszeichnungen an der Uniform getragen werden. Ebenfalls zugelassen sind die Ehrenzeichen der Feuerwehr, des Roten Kreuzes und ähnlicher Organisationen sowie die von den Bundesländern gestifteten Auszeichnungen für Katastrophenhilfe. Im Vergleich mit ihren oftmals bunt geschmückten Verbündeten fielen die meisten deutschen Vaterlandsverteidiger somit durch wahrhaft republikanische Schlichtheit auf. Das änderte sich erst in den 70er Jahren mit der Einführung der Tätigkeits- und Leistungsabzeichen der Bundeswehr, deren Verleihung an eine besondere Qualifikation, einen bestimmten Ausbildungs- und Leistungsstand oder den Nachweis militärsportlicher Leistungen geknüpft ist. Zu diesen Abzeichen, die im ordensrechtlichen Sinne keine Orden und Ehrenzeichen, sondern lediglich Bestandteil der Uniform sind, gehört auch die seit Kaisers Zeiten bekannte Schützenschnur.

Erst 1980 wurde der Wunsch der Militärs nach einer eigenen Auszeichnung erfüllt. Das in vier Stufen verliehene Ehrenzeichen der Bundeswehr wird laut Stiftungserlaß „als sichtbare Anerkennung für treue Dienste und in Würdigung beispielhafter soldatischer Pflichterfüllung“ vergeben. Voraussetzung für die Verleihung ist neben der gezeigten Leistung eine von der Ordensstufe abhängige Mindestdienstzeit.

Anders verhält es sich mit der Einsatzmedaille, die seit 1996 als „sichtbares Zeichen für die Teilnahme an Einsätzen oder besonderen Verwendungen außerhalb des deutschen Hoheitsgebietes im Rahmen von humanitären, friedenserhaltenden oder friedensschaffenden Maßnahmen“ vergeben wird. Sie wird an Soldaten verliehen, die mindestens 30 Tage Dienst im Einsatzland geleistet haben, unabhängig von der Leistung und unabhängig davon, ob der Dienst im sicheren Feldlager oder auf gefährlichen Patrouillenfahrten geleistet wurde.

In allen Streitkräften der Welt wird nur außergewöhnliche Tapferkeit honoriert. Die aber läßt sich in den gegenwärtigen Einsätzen der Bundeswehr kaum unter Beweis stellen, versteht man unter Tapferkeit doch gemeinhin die Bewährung im Gefecht. Kommt ein Soldat bei einem Bombenattentat zu Schaden, ist sein Opfer zwar aller Ehren wert, mit Tapferkeit im eigentlichen Sinne hat das aber nichts zu tun. Sinnvoll wäre in diesen Fällen die Verleihung eines Verwundetenabzeichens, wie sie in verbündeten Streitkräften praktiziert wird.

Nun soll es aber eine Tapferkeitsauszeichnung sein. Mit der grundsätzlichen Zustimmung des Bundespräsidenten ist der Sprung über den Stock geschafft. Jetzt geht es um die Form der Auszeichnung. Darüber aber dürfte noch leidenschaftlich in den Ausschüssen gestritten werden.



Ehrenformation der Bundeswehr bei der Beisetzung von Philipp Freiherr von Boeselager: Das Eiserne Kreuz ist für die Bundeswehr tabu Foto: ddp

Was heute noch wie getragen werden darf

Der Frage, inwieweit Bundesbürger ihnen vor der Gründung verliehene Orden und Ehrenzeichen heute noch tragen dürfen, ist im Gesetz über Titel, Orden und Ehrenzeichen ein ganzer Abschnitt gewidmet.

Getragen werden dürfen

- Orden und Ehrenzeichen, die von einem Landesherrn, dem Kaiser, einer Landesregierung, der Reichsregierung und dem Reichspräsidenten oder mit deren Genehmigung gestiftet worden sind, sowie das Schlesische Bewährungsabzeichen (Schlesischer Adler) und das Baltenkreuz;
- Orden und Ehrenzeichen, die vom 1. August 1934 bis zum 31. August 1939 für Verdienste um die Olympischen Spiele 1936, um den Luftschutz, das Feuerwehrwesen und das Grubenwehrwesen gestiftet worden sind sowie die in dieser Zeit gestifteten staatlichen Dienstauszeichnungen und Treudienstehrenzeichen;
- Orden und Ehrenzeichen, die vom 1. September 1939 bis zum 8. Mai 1945 von den zuständigen deutschen Stellen für Verdienste im Zweiten Weltkrieg gestiftet worden sind, einschließlich der Waffenabzeichen und des Verwundetenabzeichens.
- Orden und Ehrenzeichen, die von einem ausländischen Staatsoberhaupt oder einer ausländischen Regierung verliehen worden sind, wenn die Annahme genehmigt worden ist. Das gleiche gilt für Auszeichnungen ehemals verbündeter Länder für Verdienste im Ersten und Zweiten Weltkrieg, auch soweit eine Genehmigung zur Annahme nicht erteilt oder widerrufen worden ist.
- das Verwundetenabzeichen des Zweiten Weltkrieges. Es kann von jedem getragen werden, der eine einer gewissen Stufe entsprechende Verletzung durch Kriegseinwirkungen nachweisen kann,

Auch Orden aus dem Ausland sind gestattet

Abzeichen mit nationalsozialistischen Emblemen dürfen nicht getragen werden. Die obengenannten grundsätzlich erlaubten Orden und Ehrenzeichen dürfen nur ohne nationalsozialistische Embleme getragen werden.

Hat es den Orden beziehungsweise die Auszeichnung bereits vor der NS-Zeit gegeben, ist diese in der ursprünglichen Form zu tragen. *M.R.*

Der deutsche Orden schlechthin

Für Kabinetts- und Kolonialkriege war das Eiserne Kreuz bis jetzt tabu

Von Manuel Ruoff

Der Erfolg der preußischen Heeresreform setzte eine bis dahin nicht gekannte Identifizierung des Volkes und seiner Soldaten mit den Streitkräften und deren Zielen voraus. Deshalb gehörte zu den tragenden Säulen der preußischen Heeresreform die Beseitigung der Bevorzugung des Adels wie die Anerkennung der Ehre des Soldaten bis hin zum Gemeinen.

Diesem neuen Geiste der Gleichberechtigung trug der preußische König zu Beginn der Freiheitskriege gegen die französische Fremdherrschaft durch die Stiftung eines neuen Ordens Rechnung. Das Charakteristische wie Besondere an diesem war, daß seine erste und zweite Klasse ohne Unterschied des Standes und der Person für „Verdienste im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim in Beziehung auf diesen großen Kampf um die Freiheit und Selbständigkeit“ verliehen wurden.

Bei der Wahl des Ordensmotivs besann sich Friedrich Wilhelm III. der Wurzeln Preußens und wählte das Kreuz des Deutschen Ordens zum Vorbild. Nach dem Entwurf des Monarchen hat der Baumeister Karl Friedrich Schinkel die endgültige Gestalt geschaffen. Gleichzeitig wurde für Heerführer ein Großkreuz gestiftet. Der Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht Fürst Blücher von Wahlstatt erhielt als einziger in dieser Kriegszeit als besondere Auszeichnung für den Sieg bei Belle-Alliance den Stern zum Großkreuz, den sogenannten Blücherstern. Daß das Eiserne Kreuz allen im Kriege Gefallenen posthum verliehen wurde, machte es zur Zier der Kriegerdenkmäler.

Nach dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges wurde das Eiserne Kreuz als Auszeichnung am 19. Juli 1870 auf Kriegsdauer erneuert. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde das Eiserne Kreuz am 5. August 1914 abermals erneuert. Das Eiserne Kreuz entwickelte sich zu der deutschen Auszeichnung schlechthin. Ab dem 16. März 1915 konnten zusätzlich auch Angehörige der Verbündeten des Deutschen Reiches mit ihr ausgezeichnet werden.

Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorff und von Hindenburg wurde als insgesamt zweiter und bislang letzter nach der Schlacht bei Amiens-Arras im März 1918 mit dem Stern zum Großkreuz ausgezeichnet, analog zum Blücherstern Hindenburgstern genannt.

Am Tage des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges wurde das Eiserne Kreuz als Auszeichnung ein zweites und vorerst letztes Mal auf Kriegsdauer erneuert. Anders als in den vorausgegangenen Kriegen wurde das Großkreuz diesmal nur einmal verliehen, an Reichsmarschall Hermann Göring, dessen bevorzugte Stellung in der Wehrmacht in dieser Verleihung einmal mehr zum Ausdruck kam.

Eine weitere Klasse des Eisernen Kreuzes wurde mit dem am Hals zu tragenden Ritterkreuz gestiftet, das in der Bewertung die Stelle des früheren Pour le Mérite einnahm. 7200mal wurde das einfache Ritterkreuz, 853mal das Ritterkreuz mit Eichenlaub, 150mal das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern, 27mal das Ritterkreuz mit Eichenlaub, Schwertern und Brillanten sowie einmal das Ritterkreuz mit goldenem Eichenlaub, Schwertern und Brillanten verliehen.

Grüne Lebenslügen

Wie Ökostromanbieter die Kunden täuschen

Von Mariano Albrecht



Beim Strom-Mix gemogelt: Auch Ökostromanbieter können auf konventionelle Energieerzeugung nicht 100prozentig verzichten. Foto: Action Press

Wer bisher glaubte, sein Umweltgewissen durch die Versorgung seines Haushaltes mit Ökostrom beruhigen zu können, ist nun der gelackmeierte. Die Ökostrombranche verschweigt ihren Kunden so einiges über die Herkunft der angeblich 100prozentig grünen Energie. Der Fall Lichtblick offenbart nur einen kleinen Einblick in das Netzwerk aus Halbwahrheiten, Lügen und unlauteren Werbeversprechen der Ökostromindustrie. Ein Blick auf den grünen Strommarkt enthüllt Erstaunliches.

Das Hamburger Unternehmen Lichtblick hatte seinen Kunden jahrelang angeblich 100prozentig „grünen Strom" aus ausschließlich erneuerbaren Energien verkauft.

Nun kommt heraus, daß Lichtblick an der Leipziger Energiebörse, European Energy Exchange, anonym zusätzlich sogenannten „grauen Strom" dazugekauft hatte. So wird Energie bezeichnet, deren Erzeugung nicht gekennzeichnet ist, also auch aus Kernkraftwerken oder Kohlekraftwerken stammen kann.

Zwar soll der dazugekaufte Anteil an Elektroenergie nur zirka 0,5 Prozent ausgemacht haben, doch Lichtblick wie auch andere Größen im Ökostrommarkt lassen keine Gelegenheit aus, gegen Bau und Betrieb herkömmlicher Kohle-, Erdgas- und Atomkraftwerke zu poltern und für ihre „100prozentig" grüne Energie zu werben. Lichtblick bringt den Stein ins Rollen, auch Greenpeace soll „schmutzigen" Strom an seine Verbraucher liefern.

Die Umweltschützer dementieren dies, man kaufe keinen Strom an der Börse. Doch wo produzieren all die Ökostromversorger ihre Energie? Ist eine sichere Versorgung zu 100 Prozent aus natürlichen Energiequellen wie Wind, Sonne, Wasser oder Biogas möglich?

Die Antwort gibt Greenpeace in einer Presseerklärung: „Wenn während der Fußball-EM viele unserer Kunden abends beim Public Viewing (Fan-Meile) sind, liefern wir während der 90 Minuten mehr Ökostrom ins Netz, als tatsächlich verbraucht wird. Anschließend kommen die Leute auf einen Schlag nach Hause, wodurch in dem Moment der Verbrauch vermutlich über den Prognosewert steigen wird. Auf längere Sicht gleichen sich solche Schwankungen aber mehr oder weniger aus." Diese Schwankungen werden systembedingt vom örtlichen Netzbetreiber ausgeglichen", heißt es. Daß der Netzbetreiber dabei auch Atomstrom für Greenpeace liefern könnte, bleibt unkommentiert. Erbsenzählerei oder Kundentäuschung?

Aus einem „Monitoring der Belieferung von Endkunden mit sauberem Strom durch die Greenpeace energy e.G." von 2006 geht hervor, daß die Umweltschützer bis zu maximal 50 Prozent Strom aus Kraftwärmekopplungsanlagen beziehen. Doch diese arbeiten mit Erdgas und werden unter anderem von den Stadtwerken Schwäbisch Hall betrieben. Erdgas ist zwar umweltfreundlicher als Kohle, doch zu den erneuerbaren Energien wie Wind, Wasser und Sonne, mit der so gern geworben wird, zählt es nicht. 100 Prozent Öko?

Zu einer Erklärung war Greenpeace vorsichtshalber nicht bereit. Tröstlich ist, daß in Kraftwärmekopplungsanlagen neben Strom auch Fernwärme erzeugt wird, der Wirkungsgrad ist somit höher als der von herkömmlichen Anlagen.

Apropos Stadtwerke Schwäbisch Hall, das links-grüne „Netzwerk Regenbogen" preist die Schwaben als „empfehlenswerten Ökostromanbieter" an. Die Öko-Schwaben sind so grün, daß sie unter anderem an der Trianel Power-Projektgesellschaft Kohlekraftwerk mbH und der Trianel European Energy Trading GmbH beteiligt sind. Die Trianel-Gruppe wurde 1999 von den Stadtwerken Aachen AG und der „N.V. Nutsbedrijven Maastricht" gemeinsam mit der ASEAG Energie GmbH, Herzogenrath, und den Niederrheinwerken Viersen GmbH gegründet und handelt an der Leipziger Energiebörse im Intraday- und Strom-Auktionsmarkt, ist im Derivatehandel aktiv und kauft und verkauft Strom und Erdgas auf dem „grauen Markt". So grün kann Ökostrom sein.

Greenpeace-Geschäftsführer Robert Werner regt sich auf der Internetseite des „Netzwerk Regenbogen" dann noch über die Umetikettierung von Atom- und Kohlestrom mit Hilfe des Handels mit RECS-Umweltzertifikaten auf. So kann zum Beispiel Strom aus dem AKW Krümmel eingekauft, dieser für 0,05 Cent mit einem Zertifikat eines norwegischen Wasserkraftwerks als Öko-Strom etikettiert und mit saftigem Aufschlag wieder verkauft werden. Etikettenschwindel im großen Maßstab.

Während sich die Ökostrombranche derzeit gegenseitig anschwärzt, scheint die Tatsache, daß grüner Strom zwar eine sinnvolle Ergänzung zur konventionellen Energiegewinnung sein kann, jedoch ohne ein funktionierendes Netz aus herkömmlichen Kohle-, Gas- oder Atomkraftwerken keine kontinuierliche Energieversorgung gewährleisten kann, für die Beteiligten keiner Erwähnung wert.

MELDUNGEN

Fußbälle aus fairem Handel

Stuttgart – Der Ball rollt, und Millionen Zuschauer fiebern mit, etwa bei der Fußballeuropameisterschaft (EM) vom 7. bis 29. Juni in Österreich und der Schweiz.

Die meisten Fußbälle werden unter fragwürdigen Bedingungen hergestellt. Darauf macht das Diakonische Werk der EKD im „Diakonie Magazin" (Stuttgart) aufmerksam. Zwei Drittel aller Bälle kommen den Angaben zufolge aus der Industriestadt Sialkot im Norden Pakistans, wo 55000 Menschen ihren Lebensunterhalt mit dem Nähen von Fußbällen bestreiten. Früher nähten vor allem Kinder das Spielgerät aus 32 Einzelteilen zusammen.

Seit einer internationalen Kampagne gegen Kinderarbeit achteten große Markenfirmen darauf, nur Erwachsene zu beschäftigen. Doch damit habe die Not kein Ende, so das Magazin. Denn die Arbeiterinnen verdienten so wenig, daß ihre Kinder mit anderen, teilweise noch härteren Jobs zum Familieneinkommen beitragen müßten. Für drei Stunden Arbeit erhalte eine Näherin in Pakistan zwischen 50 und 60 Euro-Cent – etwa 2 Prozent von den 20 bis 30 Euro, die ein solcher Ball in Deutschland koste.

Die Unternehmen stünden im Wettbewerb mit noch billigeren Produzenten aus China und mit der maschinellen Produktion hochwertiger Fußbälle in Thailand. Aus diesem Land kämen die Bälle für die EM-Spiele, über die zum Beispiel der deutsche Nationaltorhüter Jens Lehmann wegen des „Flatterns" klagt.

Nach Angaben der Diakonie gibt es auch eine menschenfreundlichere Alternative – nämlich Fußbälle aus fairem Handel, für die man im Weltladen wenige Euro mehr zahlen müsse. Dafür erhielten aber die Näherinnen in Pakistan die Möglichkeit, von ihrer Arbeit ihre Kinder zu ernähren.

Ost-Deutsch (71)

Schacht

Von Wolf Oschlies

Erfinden kann man so etwas nicht: Die Abwässerverwaltung im mazedonischen Skopje weiß auch ohne Kalender, wann muslimische Feiertage sind. Dann verstopfen in einigen Stadtvierteln die Reste von Festmählern die „sahti" oder „sahtni". Gemeint sind Abwässerschächte, eine von zwei Bedeutungen, in denen der deutsche „Schacht" von unseren östlichen Nachbarn gegraben wird.

Das mittelhochdeutsche „schaht" war ursprünglich ein Flächenmaß und avancierte im 13. Jahrhundert zur Bezeichnung einer senkrechten Grube. Die Bergbauterminologie war das erste Einfallstor für die deutsche Sprache bei Slawen, wo sie bis heute zum Beispiel im Fußball lebt: Wenn man gegen einen östlichen Klub „Schachtjor" (russisch) oder „schachtar" (ukrainisch) spielen muß, dann sind das immer Vereine aus Bergbaugebieten. Ihr Name bedeutet „Bergmann", abgeleitet von „schachta", wie ein Bergwerk bei Russen und Ukrainern heißt. Auch bei Tschechen: „Skoncila posledni sachta pred ctyrmi lety" (vor vier Jahren machte das letzte Bergwerk zu). Bei den benachbarten Slowaken trifft man auf die andere Wortbedeutung, etwa bei „odpadová sahta", wörtlich Abfallschacht, also Müllschlucker. Bei Kroaten findet man beide Bedeutungen, grammatisch streng geschieden: „Zvonik je kao saht u kojem se spustalo u jame" (der Glockenturm ist wie ein Schacht, in dem man in die Grube fährt), wobei „saht" ein Mas-kulinum ist. Wie es auch bei Bulgaren die Norm ist: „stalbi tip sacht" (ein Schacht in Säulenform). Dann kroatisch als Femininum: „Automobilom naletjela na otvorenu sahtu" (mit dem Auto brauste sie in einen offenen Schacht). In dieser Form überwiegt das Wort, „jer su Hrvati uvijek rovali po kanalima i sahtama" (denn Kroaten sind immer durch Kanäle und Schächte gekrochen). Identisch ist mazedonischer Wortgebrauch: „Ukradenite dnevnici najdeni vo sahta" (Gestohlene Schulakten in einem Schacht gefunden). Und anders die Montenegriner, wie ich einer Karikatur ihrer Wochenzeitung „Monitor" entnehme. Zwei gehen auf der Straße und halten sich die Nasen zu. Der eine: „Otvoren saht?" (Ist der Abwasserschacht offen). Der andere: „Ne, dosijci!" (Nein, die Dossiers wurden geöffnet).

Merkel-Gegner formieren sich

In der Union rumort es. Muß die Kanzlerin mit einer Revolte rechnen?

Von Hans Heckel

Die Krise der SPD beherrscht die Schlagzeilen, nur selten schweift der Blick ab zum anderen Koalitionspartner. Doch schon die oberflächliche Betrachtung macht sichtbar, daß es auch bei der Union keineswegs zum Besten steht. Die Mitgliederzahl geht zurück, die Anhängerschaft schrumpft. Hinter den Kulissen zeichnet sich eine Orientierungskrise ab, die das Futter liefert für einen handfesten Führungsstreit.

Obwohl der Union keine neue Konkurrenz zusetzt wie die Linkspartei der SPD, schaffen es die Schwarzen nicht, die einst mit Leichtigkeit genommene Marke von 40 Prozent bei den Umfragen hinter sich zu lassen.

Zur Auszehrung in Mitgliederbasis und Anhängerschaft gesellt sich bei der Union eine von Monat zu Monat deutlicher hervortretende Unsicherheit über den eigenen Kurs.

All dies bleibt nicht ohne Auswirkung auf die Stellung der Parteivorsitzenden und Kanzlerin Angela Merkel. Galt ihre Führungsrolle noch vor kurzem als nahezu unanfechtbar, so braut sich nun sichtbar Unmut in der Partei gegen sie zusammen.

Anführer der Anti-Merkel-Front ist der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers. Er hatte, den stärksten CDU-Landesverband im Rücken und einen Sieg im uneinnehmbar geglaubten SPD-Land NRW als dickes Plus auf seinem Konto, schon mit seinen Vorstößen für ein länger ausgezahltes Arbeitslosengeld I quer auf die Kanzlerin geschossen. Mit seiner populistischen Forderung nach höheren Renten für Geringverdiener setzte er später nach. Nun beschloß die NRW-CDU auf ihrem Landesparteitag vergangenen Sonnabend in Dortmund unter Rüttgers' Anleitung, das „Schonvermögen" für die Altersversorgung von Hartz-IV-Empfängern von 250 auf 700 Euro pro Lebensjahr hochzusetzen.

So findet der Rüttgers-Kurs mehr und mehr Anhänger in der verunsicherten Union. Auch die CSU versucht, sich sozialpolitisch mit der Forderung nach Rückkehr der alten Pendlerpauschale hervorzuheben. Die baden-württembergische CDU hat beschlossen, mit Einnahmen aus einer neuen Flugticketabgabe die Mineralölsteuer zu senken. All dies läuft quer zur Politik und damit zur Person der Kanzlerin.

Noch erscheinen die Merkel-kritischen Vorstöße eher wie Nadelstiche gegen eine nach wie vor übermächtige Parteichefin und Kanzlerin. Nach einer Schlappe der CSU bei der bayerischen Landtagswahl im kommenden September könnte es jedoch zur offenen Revolte kommen.

Angela Merkel selbst gibt noch keine Anzeichen von sich, daß sie ihre Stellung gefährdet sieht. Überschätzt sie sich?

Nicht die inhaltliche Zurückweisung des CSU-Vorschlags zur Pendlerpauschale hat Beobachter überrascht. Es war die schroffe Art: Dem Usus der Gebens und Nehmens in der Politik folgend hätte die Kanzlerin den Bayern eigentlich irgendwas anbieten müssen, das sie anstatt der alten Pendlerpauschale ihren Wählern zuhause als Verhandlungserfolg hätten anbieten können. Doch Merkel ließ CSU-Chef Erwin Huber mit gänzlich leeren Händen heimziehen. Nun poltert Bayerns ebenso düpierter CSU-Ministerpräsident Beckstein im „Focus", die CSU werde sich „weder der Kanzlerin noch ihrer Partei unterwerfen".

Becksteins ungewohnt heftige Attacke ist Ausdruck tiefer Sorge, wenn nicht blanker Angst hinsichtlich der Bayernwahl im Herbst, zu der die CSU unbedingt etwas „Soziales" anbieten will, weil sie unter die Marke von 50 Prozent zu fallen droht.

Das wäre immer noch eine knappe Mehrheit der Mandate.

Ein Wahlschlappe der CSU fiele jedoch unmittelbar auf Merkel zurück, weil sie die Bayern sozialpolitisch im Stich gelassen habe, wie es dann heißen wird. Das würde wie ein Weckruf wirken auf all die CDU-Granden, die unter der rigiden innerparteilichen Machtpolitik von Angela Merkel jahrelang gelitten haben, also die Kochs, die Oettingers, die Müllers etc.

Nun könnten sie ihre Chance zur Rache sehen, da der Kanzlerin offenkundig ein Konzept gegen die Politik der hemmungslosen sozialen Versprechungen fehlt, mit der sich die SPD in der Großen Koalition positioniert hat. Dann dürfte schnell wieder spürbar werden, was lange in den Hintergrund getreten war: Daß Angela Merkel in der CDU jene Hausmacht fehlt, die einen Rüttgers stark macht. Doch wie in jeder Partei ist es auch in der CDU die Schicht der führenden Funktionäre, die die eigentliche Macht ausübt. Und in der ist Jürgen Rüttgers verwurzelt, der seine Chance reifen sieht.

Sollten die derzeitigen Umfragen das Ergebnis der Bayernwahl schon vorwegnehmen, beginnt für Angela Merkel im September eine schwere Zeit.

MELDUNGEN

Staatssymbole in Schulen

Moskau – Ins Schulprogramm der Russischen Föderation sollen vom kommenden Schuljahr an Filme über Wappen, Flaggen und Hymnen in den Lehrplan aufgenommen werden, die vom Staatlichen Patriotischen Klub der Partei „Einiges Rußland" hergestellt wurden. Begleitend zu den Filmen könnte es laut russischem Bildungsminister Jurij Sentjurin einen Fragenkatalog geben, um den Lehrstoffcharakter der Filme zu unterstreichen. Nach Angaben der Klub-Koordinatorin Irina Jarowaja handelt es sich bei den 40minütigen Filmen nicht um Parteipropaganda.

Amerikanische Imageprobleme

Washington – Viele Amerikaner machen sich ernsthafte Sorgen um ihr Ansehen im Ausland. Laut Umfragen leidet das ganze Volk unter der schlechten Reputation. Vorurteile über den typischen Amerikaner teilen hingegen viele US-Bürger selbst: „Amerikaner sind patriotisch, ignorant und essen ständig Fast Food. Deshalb sind sie alle dick." Befragt nach den Gründen für Amerikas schlechten Ruf, nennen Washingtoner Bürger vor allem die Bush-Regierung (laut Umfragen wird Bush als „worst president ever", also als schlechtester Präsident in die US-Geschichte eingehen) und den Irak-Krieg sowie den Hang zum außenpolitischen Alleingang. Weil die Menschen in Europa kaum zwischen der Landespolitik Amerikas und der Mentalität seiner Bewohner unterscheiden, verheimlichen viele Amerikaner bei Reisen ihre Nationalität, um nicht negativen Reaktionen ausgesetzt zu sein, die immer mehr zunehmen. Die Hoffnung liegt nun auf dem in Europa populären Präsidentschaftskandidaten Barack Obama, einen politischen Wandel und ein Ende des Abwärtstrends in der internationalen Beliebtheitsskala herbeizuführen. Bei einer Umfrage des britischen Nachrichtensenders BBC landete Amerika auf dem dritten Platz der unbeliebtesten Länder der Welt, nur knapp geschlagen von Iran und Israel.

Gebühren drastisch senken

Brüssel – SMS aus dem Ausland sollen laut EU-Telekommissarin Viviane Reding billiger werden. Das sagte sie in einem Interview mit der Financial Times. Reding will diesen Monat in Brüssel Vorschläge für ein europaweit vergleichbares Niveau der Handytarife vorstellen. Während das Versenden von SMS billiger würde, könnte das Annehmen eines Gesprächs für Europas Handynutzer künftig teurer werden. EU-Telekommissarin Viviane Reding schloß die Einführung dieser Gebühren nicht aus. Die Regeln für solche Geschäftsmodelle wolle sie allerdings den Netzbetreibern überlassen, da dies nicht Sache der EU-Kommissare sei. Dagegen plant Reding Maßnahmen für Internetsurfen per Handy aus dem Ausland. Hier sollen die Gebühren drastisch gesenkt werden wie auch die lukrativen Gebühren, die Mobilfunkunternehmen untereinander berechnen, wenn sie Anrufe aus anderen Netzen annehmen. Von durchschnittlich acht Cent pro Minute soll der Tarif auf ein bis zwei Cent gesenkt werden.

Krisenherd Kaukasus

Islamische Untergrundregierung spaltet die nationale Unabhängigkeitsbewegung der Tschetschenen

Von Martin Schmidt



Grosny: Tschetschenische Anhänger feiern ihren Präsidenten Kadyrow. Foto: Photomax

Im Kaukasus rumort es mal wieder kräftig. Insbesondere die abtrünnige georgische Provinz Abchasien steht seit Wochen am Rande eines Krieges. Experten der Vereinten Nationen bestätigten Ende Mai den Vorwurf aus Tiflis, der Abschuß eines unbemannten georgischen Aufklärungsflugzeuges über abchasischem Territorium am 20. April sei durch eine MiG-29 oder eine Su-27 russischer Blauhelmtruppen erfolgt. Das sezessionistische Abchasien verfügt über keines dieser Flugzeuge, die nach dem Abschuß der Drohne obendrein in Richtung Rußland abgedreht seien. So lauten jedenfalls die Uno-Angaben, die auf der Analyse von Radar- und Videoaufnahmen sowie Zeugenaussagen beruhen.

Auch im Nordkaukasus ist die Situation allenfalls auf den ersten Blick friedlich. Das gilt nicht zuletzt für das aus dem Blickfeld der sogenannten Weltöffentlichkeit verschwundene Tschetschenien. Die legitimen Präsidenten und die Feldkommandeure der in den 90ern für wenige Jahre eigenständigen Republik Itschkerija konnten zwar von russischen Spezialtruppen reihenweise liquidiert und der offene Widerstand gebrochen werden, doch die Unabhängigkeitswünsche des kleinen Volkes sind damit keineswegs verschwunden. Die anti-russischen Kräfte haben angesichts ihrer militärischen Unterlegenheit nur die Strategie gewechselt. Statt auf offenen Kampf setzen sie nun auf die Infiltrierung der vom Kreml eingesetzten tschetschenischen Machtstrukturen einschließlich der offiziellen Truppen der Teilrepublik, in deren Reihen zahlreiche ehemalige Widerstandskämpfer stehen.

Der in London lebende Außenminister des freien Tschetschenien, Achmed Sakajew, lobte unlängst den einst so verhaßten Moskauer Statthalter Ramsan Kadyrow, der sich im Februar 2007 zum Präsidenten küren ließ, und deutete die Möglichkeit einer Versöhnung an. Dank Kadyrow und der tschetschenischen Miliz gibt es heute keine harten Säuberungen durch die russischen Truppen mehr, bei denen sonst immer Dutzende Menschen verschwanden, sagte Sakajew. Der Prozeß der Dekolonisierung Tschetscheniens sei bereits abgeschlossen, betonte er, auch wenn die Republik weder de jure noch de facto unabhängig sei.

Der ebenso machtbesessene wie skrupellose Kadyrow untermauert seinen regionalen Führungsanspruch vor allem durch den Unterhalt einer mehrere tausend Mann starken Privatarmee. Außerdem stellte er wiederholt die unbeschränkte Gültigkeit der russischen Gesetze für die Teilrepublik in Frage, etwa wenn er die Freigabe des Waffenbesitzes und die Zulassung der Polygamie verlangte.

Auch russische Beobachter machen mit Blick auf den einst so fügsamen Helfershelfer einen schleichenden Prozeß der Loslösung aus. Nach Meinung Andrej Babizkis, eines Tschetschenien-Experten bei Radio Swoboda, errichtet Kadyrow abseits der formellen Loyalitätsbekundungen ein geschlossenes, von außen nicht steuerbares politisches System, das gegen russische Einflußnahme immun ist. Darüber hinaus steht der Tschetschenienkonflikt längst nicht mehr nur unter den alten Vorzeichen des Gegensatzes zwischen russischen Großmachtzielen einerseits und national-freiheitlichen kaukasischen Abwehrversuchen andererseits, sondern wird zunehmend von den Machtansprüchen des Islam überlagert. Im Herbst 2007 ist es zu einem in den Medien zu Unrecht kaum beachteten Bruch in der Untergrund-Regierung gekommen, als deren Oberhaupt Doku Umarew ein kaukasisches Emirat ausrief und unter dem grünen Banner den Kampf gegen Rußland von der Frage der tschetschenischen Unabhängigkeit abkoppelte.

Die tiefgreifenden Folgen dieser Spaltung für den gesamten Nordkaukaus und darüber hinaus sind noch gar nicht absehbar und könnten zu neuartigen Frontstellungen führen. Selbst Zweckbündnisse der nationalgesinnten kaukasischen Freiheitskämpfer mit den Russen gegen die Vorkämpfer einer universalistischen islamischen Weltherrschaft sind angesichts der neuen Gefahr nicht mehr gänzlich unrealistisch.

Possendemokratie

Bei Kommunalwahlen in Rumänien kamen Fäuste zum Einsatz

Von Ernst Kulscar

Spät in der Nacht zum Montag meldeten die Agenturen das Ergebnis der Stichwahlen zum Oberbürgermeister der Hauptstadt Bukarest und dreizehn weiterer Großstädte.

In Bukarest hat laut dem Meinungsforschungsinstitut INSOMAR der Demokratische Senator Sorin Oprescu die Stichwahl mit 54,3 Prozent gegen den Kandidaten der Demokratisch-Liberalen Partei, Vasile Blaga (45,7 Prozent), gewonnen. Er löst somit den Liberal-Demokraten Adriean Vidraru ab. Diesem kreiden die politischen Gegner eine Reihe von Versäumnissen und Illegalitäten an. Zwar hat er zahlreiche Straßen in Bukarest modernisiert, dabei mit seinem Betrieb für Bordsteine ein hübsches Sümmchen verdient, dann hat er aus Angst ein von einer britischen Firma entworfenes Projekt ad acta gelegt, das den Verkehr in der Innenstadt ähnlich wie in London gestalten wollte, und schließlich scheiterte auch er an der Unzahl herrenloser Hunde, die in Bukarest zur echten Landplage geworden sind.

Die Wahl der anderen Bürgermeister ist für den deutschen Leser so ziemlich das Letzte, was ihm den Schlaf rauben könnte. Bei den Kommunalwahlen werden in Rumänien die Bürgermeister und die Kreisratsvorsitzenden direkt durch Personenwahl bestimmt, die Mitglieder der Kreis- und Kommunalräte durch Listenwahl. Ein alter Bekannter auch unserer Leser, der Hermannstädter Bürgermeister Klaus Johannis, wurde mit mehr als 83 Prozent im Amt bestätigt.

Im Kreis Hermannstadt ist mit Martin Bottesch auch der erste deutsche Kreisratsvorsitzende von landesweit 41 gewählt worden. Das Demokratische Forum der Deutschen stellte auf Landesebene acht im ersten Wahlgang gewählte Bürgermeister. Dennoch war diese erste Kommunalwahl seit Rumäniens EU-Beitritt ein Test, bei dem das Land, wenn auch nicht durchfiel, so doch das Klassenziel weit verfehlte. Hätte das Zentrale Wahlbüro nicht die Wahlen in zwei unweit Bukarest gelegenen Ortschaften, in denen sich Unglaubliches ereignet hatte, annulliert, wären die Kommunalwahlen mit Pauken und Trompeten durchgefallen. Auch die Rolle des rumänischen Präsidenten Traian Basescu gereichte ihm nicht zu Ehren. Seine Neutralität wurde von der rumänischen Presse offen angezweifelt.

Der Wahlkampf hatte mit großangelegten Bestechungsaktionen seitens aller Parteien begonnen. Zu den orthodoxen Osterfeiertagen mußten die Rumänen nicht die Ostereier suchen gehen, es wurden ihnen ganze Pakete mit Lammfleisch, Kuchen, Eierkartons und, wie man munkelt, sogar Geld frei Haus geliefert. Und wenn sie noch nicht genug hatten, traten die so Beschenkten auf der Straße in den Kampf um die Geschenke, der mit den Füßen ausgetragen wurde, wobei sich die Leute einander die Kleider vom Leib rissen. Der eigentliche Wahlkampf war ein Schlafmittel, dessen Wirkung allein durch Faustkämpfe mit und ohne Fußtritte abgeschwächt worden ist. Die Wahlslogans waren teils idiotisch, teils obszön. Es soll sogar zu Bestechungen vor laufenden Kameras gekommen sein, das Papier, auf dem die Wahlzettel gedruckt wurden, sei miserabel gewesen, die Tusche sei verlaufen, das Personal der Wahlämter hätte angeblich ernste Interessen an Grundstücken und Häusern der Wahlkreise manifestiert.

Allein in Bukarest wurden 15000 Wahlzettel für ungültig erklärt. Selbst der Premier Calin Popescu Tariceanu gab eine ungültige Stimme ab. Der durch riesige Bestechung seitens der Immobilien-Mafia verursachte Wahlbetrug setzte in Stefanesti und Vidra (Kreis Ilfov) dem ganzen noch die Krone auf. Beim Wahlgang für die Kreisräte vom 1. Juni führte bei einer Wahlbeteiligung von etwas über 30 Prozent die Demokratisch-Liberale Partei mit 28,38 Prozent (425 Mandate), vor den Sozialdemokraten mit 28,22 Prozent (425): Die Ungarn-Partei brachte es auf 89 Mandate. So wird Demokratie zur Posse.

Kompromißlos

Neue Zerreißprobe für türkische Regierung

Von Mariano Albrecht

Steht der türkische Regierungschef Recep Tayip Erdogan mit seiner islamisch-konservativen Regierungspartei AKP vor dem Aus? Der Machtkampf zwischen den säkularen Eliten in Justiz und Militär schwelt seit dem Regierungsantritt der Partei im Jahr 2002. Mit der Aufhebung der Verfassungsänderung, die das Kopftuchverbot an Universitäten lockern sollte, hat das Verfassungsgericht Ministerpräsident Erdogan in der vergangenen Woche einen empfindlichen Schlag versetzt.
Doch geht es lediglich um das Tragen eines religiös gebundenen Kopftuches an Universitäten?

Das Kopftuch ist ein Symbol, eine Flagge gegen die säkulare Gesellschaft. Es geht nicht um die religiöse Emanzipation muslimischer Frauen, vielmehr geht es um Macht und Einfluß der islamisch konservativen Riege um Ministerpräsident Erdogan und der AKP. Der Streit hat Symbolcharakter und steht für politische und religiöse Positionen.

Mit seiner kompromißlosen Haltung hat das Verfassungsgericht klar gemacht, daß es keine Reformen geben wird, die an den Grundfesten der säkularen Republik rütteln. Glaubte Erdogan noch vor kurzem, durch eine Aufstockung der Richterschaft mit ihm wohlgesonnenen Richtern das Kräfteverhältnis beeinflussen zu können, so kam ihm das Gericht nun zuvor. Warum ist die Situation für die türkische Regierung so gefährlich?

Während Erdogan nach Wegen sucht, über Verfassungsänderungen das Verfassungsgericht oder die Macht der Militärs auszuhebeln, wird es immer wahrscheinlicher, daß die obersten Richter auch im anstehenden Parteiverbotsverfahren gegen die AKP und Erdogan entscheiden. Eine erneute Regierungskrise wäre programmiert. Der Publizist Mehmet Ali Birand hält sogar einen Bürgerkrieg für möglich.

Die AKP war durch demokratische Wahlen in die Regierung eingezogen. Im Volk genießt Erdogan zu 47 Prozent Zustimmung. Entsprechend selbstsicher und radikal sind die Vorschläge aus dem Führungsstab der Partei, die es zum Ziel haben, das Verfassungsgericht möglichst schnell zu entmachten und neu zu besetzen. Dies würde jedoch eine schnelle Verfassungsreform voraussetzen, die allerdings wohl nur über ein Referendum und Neuwahlen herbeizuführen wäre. Daß es dazu kommt, ist sehr wahrscheinlich.

Erdogans Äußerungen sprechen eine deutliche Sprache. Von „undemokratischen Umtrieben" des Verfassungsgerichts war die Rede. Erdogan erklärte das Kopftuchurteil sei Unrecht, das Volk aber wolle Recht und die Partei sei das Volk. Eine Anspielung auf die große Zustimmung, welche die AKP bei fast 50 Prozent der Türken findet, vor Neuwahlen müßte man sich nicht fürchten. Der Wettlauf mit der Zeit hat begonnen.

Deckname »Bolek«

Lech Walesa: Volksheld oder Spitzel des polnischen Geheimdienstes?

Von Wolf Oschlies

Wer es unterläßt, kommunistische Geheim- und Terrordienste angemessen zu beurteilen und zu verurteilen, der muß mit üblen Langzeitfolgen leben: Mit jedem Jahr nach dem Zerfall des Kommunismus werden die alten „Schlapphüte“ frecher, preisen sich als „patriotische Beschützer“ und inszenieren Verleumdungen gegen ihre Bezwinger, als seien sie wie vordem „Schwert und Schild der Partei“. Die deutschen Erfahrungen mit solchen „Seilschaften“ sind signifikant, dabei nur ein Kinderspiel im Vergleich zu der Tragikgroteske, die derzeit Polen erschüttert.

Ende Mai hatte die Radiosendung „Tagessignale“ einen prominenten Gast: Lech Walesa, 1980 Führer der regimefeindlichen Gewerkschaft „Solidarnosc“, der zeitweilig jeder vierte Pole angehörte, 1983 Friedensnobelpreisträger, 1990 bis 1995 Staatspräsident Polens und bis heute dessen bester Repräsentant in der Welt. Gegen diesen untadligen Kämpfer verfaßten Slawomir Cenckiewicz und Piotr Gontarczyk vom „Institut Nationales Gedächtnis“ (IPN), polnisches Pendant der deutschen Birthler-Behörde, ein Buch, das Walesa als ehemaligen Agenten des polnischen „Sicherheitsdienstes“ (SB) entlarven soll. Unter dem Tarnnamen „Bolek“ soll Walesa jahrelang für die polnische Stasi gespitzelt haben – er, dem General Jaruzelski, 1981 Zerstörer der „Solidarnosc“, noch im Mai 2005 in einer Fernsehsendung bestätigte, er habe wie kein anderer zum Sturz des Regimes beigetragen. Dasselbe IPN, das ihn heute so denunzieren läßt, hatte ihm 2002 den „Status eines vom Regime Geschädigten“ zuerkannt.

Das IPN-Buch soll in diesen Junitagen erscheinen, was Walesa, zu dem die Autoren nie Kontakt suchten, gelassen hinnimmt. „Ich versichere ganz Polen und der Welt, daß ich niemals SB-Agent war“, sagte er im Mai und prophezeite dem IPN eine satte Niederlage: „Die liefern sich selber dem Gericht aus und werden ihr Buch einstampfen müssen. Ich lasse sie bis zum Ende spielen und decke dann meine Karten auf“. Kein Zweifel: Walesa wird nach dieser Affäre so dastehen wie am 13. Dezember 2006, als der polnische Sejm des 25. Jahrestages von Jaruzelskis „Kriegszustand“ und dessen 56 Todesopfern gedachte und den anwesenden Walesa mit langanhaltendem und dankbarem Beifall feierte. Die Frage ist doch nicht, ob Walesa jemals Zuträger kommunistischer Menschenjäger war. Dieser Verdacht ist so kindisch wie der angebliche Agentenname „Bolek“, der wohl der in den 1960er Jahren berühmten Trickfilmserie „Lolek und Bolek“ entstammt. Wie aber konnte diese für Polen so abträgliche Debatte überhaupt aufkommen? Dahinter stekken Walesas Erzfeinde Jaroslaw und Lech Kaczynski, Ex-Premier und Noch-Präsident Polens, die er so oft und drastisch als „Idioten“, „Hurensöhne“, „Dummschwätzer“ etc. beschimpft hatte. Lech Kaczynski bekundete unlängst, er habe „Walesa von Anfang an nicht ausstehen“ können und sich auch dem „Kult“ um diesen verweigert.



Souverän: Seine Erzfeinde können Walesas Ansehen nicht beschädigen. Foto: pa

Walesa konterte, die Zwillingsbrüder hätten eingangs der 1990er Jahre Führungspositionen im Sicherheitsapparat Polens innegehabt und ihn zur Überwachung politischer Gegner mißbraucht. Falls die Kaczynskis mit ihrem Treiben gegen Walesa eigene Schandtaten kaschieren wollen, dann hatten sie bislang wenig Erfolg. Bereits im September 2002 war Lech Kaczynski von einem Danziger Gericht wegen Verleumdung Walesas zu einer hohen Geldstrafe verurteilt worden.

Noch letzten Februar mußte sich Walesa in den USA einer Herzoperation unterziehen, aber seine Energie ist ungebrochen. Ende 2007 forderte er eine Untersuchungskommission seines „Falles“ und jüngst kündigte er an, Präsident Kaczynski gerichtlich zu verklagen. Sich selber hat er nichts vorzuwerfen: „Ich habe die SB besiegt“, sagte er im Mai, „nicht sie mich. Unterschrieben habe ich bei ihr nur Quittungen, daß ich nach Haftstrafen meine Zivilsachen ausgehändigt bekam“. Er, seine Freunde und sein „Lech-Walesa-Institut“ verbreiten Details über Vorkommnisse 1982/83. Die Ankündigung des Osloer Friedens-Nobelpreiskomitees, Lech Walesa ehren zu wollen, hatte das Warschauer Regime in Panik versetzt. In Eile wurden zwei „Operationen“ gestartet, um die Preisvergabe zu verhindern. In der Operation „Ambasador“ wurde der damalige norwegische Botschafter in Warschau mit gefälschten Dokumenten „gefüttert“, die Walesa als SB-Agenten auswiesen. In einer weiteren Aktion versorgte die SB selber das Osloer Komitee mit gefälschten Akten, die angebliche Verpflichtungen Walesas, Zahlungen an ihn etc. enthielten, wobei erstmals auch der Agentenname „Bolek“ fiel. Seit vier Jahren fordert Warschau diese Falsifikate zurück, was Oslo verweigert, da laut Statut alle Unterlagen einer Preisvergabe 50 Jahre lang verschlossen bleiben.

1982 verbuchten die polnischen Kommunisten einen Teilerfolg, als die Schwedin Alva Myrdal den Preis bekam. Es waren deutsche Politiker (wie dieser Tage polnische Blätter betonen), die mit ihrem Insistieren dafür sorgten, daß ein Jahr später Walesa Nobelpreisträger wurde. Wird das gegenwärtige Kesseltreiben gegen ihn zum späten Sieg der SB? Vergebens hat Walesa das IPN im Januar darauf aufmerksam gemacht, daß aus seinem Dossier 75 Aktenbände vernichtet und nur die nachweislichen Fälschungen aufbewahrt wurden. Falls diese Eingang in das jetzt anstehende Buch finden, „dann sehen wir uns vor Gericht wieder“, kündigte er unmißverständlich an.

Die ganze Affäre ist eine Schande für Polen – besagt die Solidaritätsadresse an Walesa, die im Mai zahlreiche Prominente unterzeichneten. In ihr steht Klartext: „Eine Institution, die dem nationalen Gedächtnis dienen soll, will jetzt dieses Gedächtnis vernichten. Die Archive kommunistischer Geheimdienste werden zum Instrument einer Verzerrung des Ansehens des Arbeiterführers der Solidarnosc, Friedensnobelpreisträgers und ersten Präsidenten des wieder souveränen Polens. Gegen die Opfer früherer Verfolgungen werden die verhaßten Methoden der Vergangenheit angewendet. Man vergewaltigt die Wahrheit, verletzt ethische Grundsätze und schadet Polen“.

Aufbruch zu Mars und Mond

Rußland plant bemannte Flüge ins All von neuem Kosmodrom „Wostotschny“

Von M. Rosenthal-Kappi

Russische Raumfahrt hat Tradition. Damit sie auch eine Zukunft hat, plant die Weltraumbehörde Roskosmos umfassende Modernisierungen. Eine davon betrifft den Bau eines neuen Kosmodroms mit dem Namen „Wostotschny“ (Östlich) im Amur-Gebiet, dessen Verwirklichung nichts mehr im Wege steht, nachdem Wladimir Putin schon im November letzten Jahres sein O.K. dazu gab. Spezstroj, die staatliche Agentur für den Bau von Spezialobjekten, wurde laut deren Chef Armeegeneral Nikolaj Obraskin zum Generalauftragnehmer für den Bau Wostoschnys erwählt. Wo genau der neue Weltraumbahnhof entstehen soll, ist noch nicht bekannt gegeben, sicher ist nur, daß er nahe der chinesischen Grenze angesiedelt wird.

Das neue Kosmodrom wird den Interessen des Verteidigungsministeriums dienen und Rußland vom kasachischen Startplatz Baikonur unabhängiger machen. Wostotschny wird über sieben Startanlagen für die unterschiedlichen Nutzungen verfügen. Dies sind neben bemannten kommerzielle und Transport-Flüge. Die erste Bauetappe soll bis 2015 andauern, die zweite wird bis 2018 abgeschlossen sein, so daß dann erste bemannte Flüge von Wostotschny abgehen könnten. Von den bisher existierenden russischen Weltraumbahnhöfen können nur unbemannte Raketen in den Orbit starten. Bemannte Flüge müssen von Baikonur aus erfolgen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion hatte Rußland einen langjährigen Pachtvertrag zur Nutzung des Kosmodroms mit der kasachischen Regierung abgeschlossen, der durch Wostotschny überflüssig werden könnte. Doch zunächst werden die Russen Baikonur parallel für nationale Aufgaben weiternutzen, zumal die Pacht erst im Jahre 2050 ausläuft.

Nutzung Baikonurs bis Pachtende

Neben dem Kosmodrom-Projekt gibt es den ehrgeizigen Plan, gemeinsam mit den Europäern zum Mond und zum Mars zu fliegen. Um diesen verwirklichen zu können, muß Rußland die Europäische Raumfahrtbehörde ESA zur intensiven Zusammenarbeit bewegen. Die bewährten Sojus-Raketen sind veraltet, neuere Raketenentwürfe wie Klipper, ein teilweise wiederverwendbares Raumschiff für niedrige orbitale Umlaufbahnen, kamen bislang nicht recht voran. Die ESA hatte vor einigen Jahren die Mitarbeit an der Entwicklung dieses Raumschiffs verweigert.

Seit längerem gibt es zwischen Russen und Europäern vorbereitende Verhandlungen über die gemeinsame Entwicklung eines neuen Raumschiffs für bemannte Flüge ins Weltall und auf den Mond, doch nie stand die Realisierung der Vorschläge so dicht bevor. Verschiedene Kapselformen für die bemannte Raumfahrt, die auf der Grundlage amerikanischer Vorgänger wie „Gemini“ oder „Apollo“ basieren, sind im Gespräch für die Produktion einer neuen Weltraumrakete.

Entwicklung einer neuen Rakete

Ein Großteil künftiger Starts soll russischen Plänen zufolge ab 2018 von Wostotschny erfolgen. Während die ESA die Verlegung eines Teils der Starts ins südamerikanische Kourou erwägt, sind die Russen bereit, Zugeständnisse an die Europäer zu machen. Sie befürchten abgehängt zu werden, wenn die Verhandlungen zu nichts führen und Europa sein Transportschiff ATV, das erst kürzlich erfolgreich zur Weltraumstation ISS gelangte, zu einem bemannten Raumschiff weiterentwickelt ohne russische Beteiligung. Rußland selbst verfügt trotz guter Absichten nicht über die Mittel, ein eigenes neues Raumschiff zu entwickeln, obwohl es Pläne des Konzerns „Energija“ gibt, die er im Herbst dieses Jahres vorstellen will.

Im Spätherbst wird die Ministerkonferenz der an der EAS beteiligten Länder entscheiden, ob es eine intensivere Zusammenarbeit zwischen Roskosmos und EAS geben wird. Sollte die Entscheidung positiv ausfallen, sollen darüber hinaus weitreichende Verträge zur Zusammenarbeit abgeschlossen werden. Bei Roskosmos sieht man es so: ein halbes Jahrhundert russischer Erfahrung im Weltraum und der Einsatz neuester europäischer Technologien wird die grundlegendste Forderung nach Sicherheit in der bemannten Raumfahrt gewährleisten.

MELDUNGEN

Getreideanbau im Ausland

Riad – Saudi Arabien will die Getreidesorten Weizen, Gerste, Soja und Reis im Ausland anbauen lassen, um Versorgungsengpässen vorzubeugen. Laut „Reuters“ gab ein Vertreter des Agrarministeriums bekannt, daß die Türkei, die Ukraine, der Sudan sowie Ägypten und Pakistan zu den bevorzugten Anbauländern der Saudis zählen. Diese Maßnahme erfolge mit Blick auf die jüngste Krise auf den internationalen Rohstoffmärkten und den rasant gestiegenen Nahrungsmittelpreisen. Ziel sei es, sicherzustellen, daß langfristig genügend Nahrungsmittel ins Land kommen. Zwar blieben in Saudi-Arabien bislang Proteste gegen gestiegene Nahrungsmittelpreise aus, doch reagierte der weltweit größte Erdölexporteur auf die explodierenden Rohstoffpreise mit einer Erhöhung der Subventionen und Maßnahmen gegen Marktspekulationen. Saudi-Arabien konnte bei der Getreideversorgung bislang nur beim Weizen auf die heimische Ernte zurückgreifen, andere Getreidearten mußten auch bisher importiert werden. Weil sie einen Raubbau am Grundwasser befürchtet, hat die saudische Regierung in diesem Jahr die eigene Weizenproduktion auf acht Jahre gestoppt und angeordnet, auch dieses Getreide zu importieren.

Muslimische Volkszählung

Frankfort/Kentucky – Ein Team von islamischen Gruppen und einige Statistikorganisationen befürworten die Durchführung einer Zählung aller Moscheen in den USA in diesem Sommer. Die Organisatoren unter Leitung des Islamforschers Professor Ihsan Bagby von der Universität von Kentucky hoffen, von den gesammelten Daten ein genaueres Bild von der Größe und der ethnischen Zusammensetzung der in den USA lebenden Moslems zu erhalten. Wie „USA Today“ berichtet, soll die Volkszählung über Moscheen und andere Orte, an denen Muslime sich zum Gebet versammeln, erfolgen. Viele islamische Gemeinden in Amerika haben keine eigene Moschee, sondern nutzen Privathäuser, Geschäfte, Universitätsgebäude und sogar einige Kirchen, die den Moslems ihre Türen öffnen, als Versammlungsorte. Der Rat für Amerikanisch-Muslimische Beziehungen hatte 2001 eine ähnliche Studie erstellt, in der 1209 Moscheen gezählt wurden, in denen rund zwei Millionen Muslime beheimatet waren. Von diesem Zahlenmaterial ausgehend hatte der Rat auf sechs bis sieben Millionen in Amerika lebenden Muslimen geschätzt. Die damalige Zählung hatte einige muslimische Sekten nicht berücksichtigt. Diese sollen in der neuen Studie, deren Ergebnisse 2009 veröffentlicht werden, Aufnahme finden. Zu diesem Zweck will Professor Bagby private Interviewer engagieren, die sämtliche muslimische Gemeinden und Sekten auch außerhalb der Moscheen aufsuchen und befragen sollen. Die bisher vorliegenden Zahlen über den muslimischen Bevölkerungsanteil in den USA halten die Organisatoren für zu gering, was darauf zurückzuführen sei, daß viele Muslime sich geweigert hätten, die Fragen zu beantworten. Die aktuelle Studie wird von der Islamischen Gesellschaft Nordamerikas und dem Muslimischen Rat für gesellschaftliche Angelegenheiten unterstützt.

»Moment mal!«



Bayern: 50 Punkte!

Von Klaus Rainer Röhl

Ich finde es eigentlich ein bißchen leichtfertig von unserer Bundeskanzlerin, wie sie ihre besten Freunde behandelt. Sie schmettert die im ganzen deutschen Volk äußerst populäre bayrische Forderung nach Wiedereinführung der alten Pendlerpauschale einfach ab, weil es zu viel Geld kostet (13 Milliarden Euro). Mein Gott, was kostet heutzutage nicht alles 13 Milliarden? „Kita“-Plätze für alle Ehefrauen, die aus Geldmangel arbeiten müssen, ihre berufliche Karriere ausbauen wollen oder einfach keine Lust haben, ihre Kinder zu betreuen, kann man damit nicht bezahlen. Deshalb gibt es das Geld für die Ganztagsbetreuung auch nicht. Oder höchstens im Jahre 2013, also wenn die heutigen Schreihälse längst schulpflichtig sind und der derzeitige SPD-Vorsitzende womöglich schon reif für den Ruhestand ist.

Manche Dinge seien eben unbezahlbar, heißt es. Eine Kostenfrage sei das. Moment mal! Das, was da jedesmal Kostenfrage genannt wird, ist in Wirklichkeit eine „Kosten-Nutzen-Frage“. Wie viele Wählerstimmen bekomme ich für soundsoviel Milliarden? Das Wiedergewähltwerden, hat sich als das einzig erkennbare Motiv aller Politiker herausgestellt. Das Geld, das eigentlich allen, d.h. der Gesellschaft gehört und der Regierung auf Treu und Glauben zum Verteilen anvertraut ist, dient ganz unverhüllt dazu, die Wiederwahl derer, die es unter die Leute verteilt haben, zu sichern. So denkt natürlich auch die CSU bei der

Die Kanzlerin erfüllt keine Wünsche der CSU

Forderung nach der Wiedereinführung der Pendlerpauschale ab dem ersten Kilometer. Die meisten Leute, vor allem die auf dem flachen Lande wohnenden, verloren mit der Reduzierung der Pendlerpauschale bares Geld, vor allem für Familien war das viel Geld. Die CSU wollte es den Pendlern zurückgeben. Doch dieses Wahlkampf-Geschenk mochte die Unionskanzlerin der Schwesterpartei nicht bewilligen. Sie – und ihre BeraterInnen – haben sich sicher etwas dabei gedacht. Soll die CSU diesmal gar nicht die 50 Prozent plus bekommen?

Wo ist der Nutzen für Angela Merkel? Wen braucht sie mehr zu ihrem nächsten Wahlsieg als die CSU? Die CSU in dem von Stoiber zum erfolgreichsten Bundesland gemachten Bayern hat sich nach den unschönen, aber notwendigen Rivalenkämpfen seiner Nachfolger wieder aufgerappelt und wird 2008 vermutlich einen neuen Wahlsieg einfahren. Bayern bleibt weiter das Vorzeigeland für die Union. Wird weiter das Bundesland mit den wenigsten Arbeitslosen, der größten Sicherheit vor Kriminellen und dem höchsten Bildungsstandard in Deutschland sein. Bayern bleibt auf diese Weise, mit dem ohne Anstrengung fröhlichen Günther Beckstein, vorn. Er hat die besten Umfrage-Werte von allen. Man muß nicht lange fragen, warum. Sein Kampf gegen die Ausländerkriminalität ist vorbildlich, sein Eintreten für deutsche Interessen bekannt. Das bewies er schon als Staatssekretär im bayrischen Innenministerium, zuständig für die Polizei, später als Innenminister. Unter ihm wurden kriminelle Ausländer wie der berüchtigte „Mehmet“ abgeschoben. So etwas prägt sich den Menschen ein. Nicht nur in der Frage des EU-Beitritts der Türken, also der drohenden unbeschränkten Einwanderung ausländischer Muslime, ist die CSU offen deutschfreundlich. Europäisch, weltoffen und global denkend wie BMW (oder der FC Bayern), aber mit einem erkennbaren Anteil an nationalem Selbstbewußtsein. Die Vertriebenen, in Bayern hauptsächlich Sudetendeutsche, wählen ohne Zögern vertrauensvoll die CSU.

Wie aber sieht es bei der CDU aus? Angela Merkel versucht sich weiter als die Kanzlerin einer Großen Koalition zu profilieren, als wenn das das Ziel der Politik sei und nicht das notwendige Übel für eine Übergangszeit. So segnet sie, während der Koalitionspartner in der Wählergunst bis auf 26 Prozent absackt, noch vieles ab, was im Wahlprogramm der SPD versprochen wurde.

Wenig blieb vom Wahlprogramm der Union. Nicht einmal das immer weiter heruntergestufte, lange zerredete und tausendmal allen Wünschen angepaßte „Zentrum gegen Vertreibungen“ ist bisher verwirklicht worden. Die Vertriebenen in Deutschland blicken nicht vertrauensvoll auf die Kanzlerin. Sondern sorgenvoll.

Auch wegen der Frage der Einwanderung. Vertrat Angela Merkel die deutliche Ablehnung der deutschen Bevölkerungsmehrheit gegen ungebremste muslimische Einwanderung, als der „christliche Gottesbezug“ aus der neuen europäischen Verfassung verschwand?

Unsere Kanzlerin wollte die europäische Einigung während ihrer EU-Ratspräsidentschaft in engem Kontakt mit den beiden nächsten Ratspräsidenten aus Portugal und Slowenien weiter voranbringen. Im Klartext bedeutete das, daß man versuchen wollte, die Einschränkung unserer nationalen Souveränität noch einmal zur Diskussion zu stellen. Nur die nationale Souveränität aber kann auf Dauer den Beitritt der Türkei in die EU verhindern.

Jetzt haben sich über 860 000 Iren gegen den Vertrag von Lissabon entschieden. Müssen die nun raus aus der Union, damit eines Tages doch noch 70 Millionen Türken nach Europa kommen können? Das darf wohl nicht wahr sein. Geht die Große Koalition nach 2009 weiter? Das darf auch nicht wahr sein.

Die Große Koalition war eine Fata Morgana. Sie ist von Anfang an keine Koalition gewesen. Es war nur eine Waffenruhe. Wegen der Unfähigkeit jedes Lagers, ihre im Wahlkampf verkündeten Ziele durchzusetzen, schloß man einen Waffenstillstand. Ein Waffenstillstand ist aber kein Frieden. Eine kurze Zeit lang haben die Menschen geglaubt, wir hätten eine neue, handlungsfähige Regierung. Aber Glaube macht sehkrank, blind. So nahm der Glaube in weiten Teilen der Bevölkerung schnell ab. Unmut breitet sich aus. Er wird im Laufe dieses Jahres größer werden, wenn die massiven Preissteigerungen und anderen Verschlechterungen des Lebensstandards erst richtig durchschlagen.

Wohin breitet sich der Unmut aus? Die Arbeitslosen und die Hartz IV-Empfänger setzen auf die Linkspartei, die konservativen und national gesinnten Bürger, die bisher, fast ohne sich zu besinnen, Union gewählt haben, setzen ihre Hoffnung auf eine Partei, in der sie sich, wie in der CSU, noch wiedererkennen können. Die sogenannten Volksparteien sind, wenn man das letzte Politbarometer des ZDF berücksichtigt, bei der „Sonntagsfrage“ mit 39 Prozent (CDU) und 26 Prozent (SPD) im Grunde keine Volksparteien mehr. Die NPD marschiert an den Rändern auf, könnte weitere Brückenköpfe bilden.

Wundert uns das? Eine bürgerliche Partei rechts von der CDU gibt es ja nicht. Die FDP hat ihren nationalen Flügel schon vor Jahren amputiert. Die konservativen und national denkenden Anhänger der CDU wählen die Union bisher trotz, nicht wegen ihrer national diffusen Politik. Sie wählen schon viele Jahre CDU mangels jeder Alternative und immer in der Erwartung auf irgendeinen „Hoffnungsträger“, der der Partei wieder ein konservatives und nationales Profil geben soll. Als solche werden, mit wechselnder Betonung, mal Koch, mal wieder Wulff, Laurenz Meyer und auch Rüttgers genannt. Querdenker ohne eigene Hausmacht wie Meyer hat Angela Merkel längst kaltgestellt.

Aber die „Hoffnungsträger“ enttäuschen die Bürger immer wieder, weil sie an der nationalen Frage – und das heißt auch in der Frage der Gewaltkriminalität und der Ausländerfrage – wackelig oder nur sporadisch interessiert sind. So setzen auch die loyalen Bürger außerhalb Bayerns seit langem ihre Hoffnung auf die – CSU.

Ist die CSU rechts? Wenn man unter rechts eine deutschfreundliche, wirtschaftlich zum Wohl des Landes arbeitende Partei versteht, ja. Dort, wo man neben den gut überlieferten – und gepflegten Dialekten des Landes auch das sauberste, von abgenuschelten Endungen freie Hochdeutsch spricht, vereint das von der CSU seit Kriegsende regierte Land Pflege der Tradition und Pflege der jeweils modernsten Technik und Wissenschaft: „Laptop und Lederhose“.

Nicht zufällig stehen zwei der drei Elite-Universitäten, die mit Milliarden-Zuschüssen Deutschlands Anschluß an das Weltniveau sichern sollen, in München: Die

Ein Minimum an Selbstachtung wie in Bayern

Ludwig-Maximilians Universität und die Technische Universität. Das Bundesland mit der niedrigsten Arbeitslosenquote hat zugleich mit die effizienteste Polizei bei der Bandenbekämpfung und die rigoroseste Abschiebepraxis für kriminelle Ausländer.

Rechts von der CSU darf es, wie mal Peter Gauweiler befunden hat, in Bayern nichts geben. Muß es auch nicht. Eher stellt sich immer wieder die Frage, wie wir im übrigen Deutschland jenes Minimum an Selbstachtung und jenes Maximum an Effizienz, das in Bayern herrscht, durchsetzen können.

Deutschland wartet. Zur Stunde regieren Merkel und der Außenminister der SPD noch. Von der Gnade der SPD-Linken abhängig. Wenn der Zeitpunkt ihnen gekommen scheint, auf die Linkspartei „zuzugehen“, werden sie es tun. Warum soll im Bund nicht gehen, was in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern gegangen ist? Dreht Euch nicht um, die Volksfront geht um.

Wo aber die Gefahr ist, wächst da das Rettende auch? Von den Bayern lernen heißt siegen lernen! Nicht nur im Fußball.

Selbstbewußtes Bayern: Vertrauen auf Traditionen Foto: ddp

»Und abends tu ich dichten«

Eine Ausstellung zeigt Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Werk von Carl Spitzweg und Wilhelm Busch

Von Silke Osman

Der Name des einen steht für ergötzliche Bildergeschichten, der andere ist der Darsteller des Biedermeier schlechthin. Was haben die Maler Wilhelm Busch (ja Maler!) und Carl Spitzweg gemeinsam, daß man ihnen eine Doppelausstellung widmet? Erst einmal ist das Zusammentreffen des 200. Geburtstages Carl Spitzwegs (5. Februar 1808) mit dem 100. Todesjahr von Wilhelm Busch (9. Januar 1908) in diesem Jahr Anlaß für das Museum Georg Schäfer in Schweinfurt, das Werk beider Künstler ab 29. Juni in einer großen Jubiläums-Ausstellung

Museum Georg Schäfer würdigt zwei Jubilare

zu zeigen. Auch finden sich in ihren Biographien zahlreiche Übereinstimmungen, denn beide gehören als Bildkünstler zur Münchner Malerei.

Der Ältere, der in München geborene Spitzweg, bildete sich außerhalb der Akademie im Kreis der Münchner Landschafter zum Künstler aus und wurde dann einer seiner bekanntesten Repräsentanten. Wilhelm Busch studierte an der Münchner Akademie, erkannte aber, daß es ihn eher zum Dichten, Schreiben und zum Zeichnen hinzog. Die „Fliegenden Blätter“, 1844 von Caspar Braun gegründet, zeigen eine weitere Gemeinsamkeit. Spitzweg konnte für einige Jahre als Zeichner komischer Szenen gewonnen werden. Busch hingegen wurde nicht nur eifriger Zeichner der „Fliegenden Blätter“, sondern auch Anreger des Münchner Bildergeschichten-Stils. Mit seiner 1865 erschienenen Bilderzählung „Max und Moritz“ begründete er seinen Ruhm.

„Spitzweg und Busch waren im Deutschland des 19. Jahrhunderts bedeutende Humoristen, – und sind es bis heute geblieben“, so die Kuratoren der Schweinfurter Ausstellung. „Spitzweg hatte Karikatur, Satire und lustige Szenen, die sich im Medium der Graphik an ein breites Publikum wenden, zum



Carl Spitzweg (r.) und Wilhelm Busch: Selbstbildnisse der Künstler Foto: Museum Georg Schäfer, Schweinfurt, Wilhelm-Busch-Museum, Hannover

bildwürdigen Gegenstand der Malerei erhoben. Seine meist kleinformatigen Bilder zeigen Figuren in vertrackt-komischen alltäglichen Situationen, die jeder kennt, jeder nachempfinden kann und über die jeder lächeln muß. Alles bleibt dabei in einer menschenfreundlichen Schwebe.

Bei Busch jedoch führt alles zur Katastrophe, wobei er manche Themen Spitzwegs aufgegriffen hat. Spitzwegs malerische Entwicklung führt zur Landschaftsidylle. Buschs skeptische Weltsicht hingegen schärft sich bis zur letzten ausweglosen Geschichtenfolge. Die beiden lebenslangen Einzelgänger aber malen im Alter in einem genügsam-meditativen Prozeß voller kühner künstlerischer Freiheiten ihre kleinen Landschaftsbildchen.“

Spitzweg liebte es, Menschen in ihrem Milieu darzustellen. Kauzige Sonderlinge wie der Kaktusliebhaber, der arme Poet oder der Bücherwurm, die alle bekannte Gemälde eingingen, sind noch heute ein Synonym für Spitzweg. Ähnlich ergeht es Wilhelm Busch, der meist nur mit Max und Moritz oder der frommen Helene gleichgesetzt wird.

Weniger bekannt ist allerdings, daß Carl Spitzweg sich auch als Dichter versuchte. In vielem erinnert zumindest ein Versuch an die Verse in den Bildergeschichten von Wilhelm Busch. Unter dem Titel „Ich als Dichter“ liest man:

Wenn ich den Tag
schon opfre doch
Rein mur Vergnügens Sachen,
so will ich wenigst‘
abends noch
ein klein Plaisir mir machen.
Ich bitt‘, du mußt nur
hier von all'n
Auf jeden Schmerz verzichten;
Am Tage nämlich tu ich mal'n
Und abends tu ich dichten.

Was ist geblieben? Spitzweg kennt jeder. Spitzweg lieben alle. Spitzweg ist heiter. Spitzweg ist unverfänglich. Seine Bildsprache ist jedem verständlich. Kein Wunder also, wenn er anhaltend populär geblieben ist. Carl Spitzweg war der Maler der kleinen Leute. In einer Epoche, in der die offizielle Malerei Helden sehen wollte, hebt sich seine Schilderung des Lebens deutlich hervor. Rückzug in eine Nische war das Rezept seines Lebens, und damit entsprach er den unpolitischen Neigungen seines Publikums. Spitzweg ist zum Inbegriff des biedermeierlichen „stillen Glücks im Winkel“ geworden. Wilhelm Busch kennt auch jeder, alle lieben ihn. Seine nachgelassenen Zeichnungen und Gemälde aber lassen ahnen, daß Busch freier und souveräner mit dem Sujet umgehen wollte. Werke der Spät-

Höhepunkte im künstlerischen Schaffen gezeigt

zeit führen durchaus bis an die Grenze der Abstraktion heran. Den letzten Schritt aber wagte er nicht. Er blieb stets gegenständlich in seinen Landschaftsbildern und Porträts.

„Die Ausstellung läßt Gemeinsamkeiten und charakteristische Unterschiede in Werk und Denken der beiden Künstler in Gegenüberstellungen von zahlreichen Gemälden, Zeichnungen und Druckgraphik deutlich werden“, so die Schweinfurter. „Jeweils gesonderte Räume zeigen Höhepunkte im künstlerischen Schaffen der beiden geistesverwandten Antipoden.“

Die Ausstellung „Carl Spitzweg und Wilhelm Busch“ im Museum Georg Schäfer, Brückenstraße 20, 97421 Schweinfurt, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr zu sehen, Eintritt 7 / 6 Euro, 29. Juni bis 2. November, im Anschluß (23. November bis 19. April 2009) im Wilhelm-Busch-Museum, Hannover.

Ehekarussell auf der Insel

Berühmte Liebespaare: Heinrich VIII. und seine sechs Frauen

Von E. Knorr-Anders

Auch die Bundesrepublik Deutschland hat Selbstdarstellungskünstler in Sachen Vielehen aufzuweisen. In England war es Heinrich VIII. Die Lebensgeschichte Heinrichs und seiner sechs Frauen ging als „Chronique scandaleuse“ um die Welt. 1491 geboren, bestieg er mit 18 Jahren den Thron. Der junge Mensch galt viele Jahre als „schönster Fürst Europas“; hochgewachsen, goldblond, mit glänzenden geistigen Gaben ausgestattet. Nichts ließ darauf schließen, daß er einst als feistleibiger Wanst, als „ruchloser Blaubart“ die Geschichte Englands mit unvergänglichem Gesprächsstoff bereichern würde. Jede seiner Frauen hatte ihn freiwillig geheiratet. Schneller als der Wind sich dreht, verdirbt Macht den Charakter; das gilt für Männer und für ruhmsüchtige Frauen.

Die erste Gattin war Katherina von Aragon, jüngstes Kind des spanischen Königspaares Ferdinand und Isabella. Spanien und England waren aus politischen Allianz-Gründen mit einer Heirat einverstanden. So kam es 1501 zur Eheschließung zwischen der 18jährigen Katherina und dem 15jährigen Sohn Heinrichs VII., Kronprinz Arthur, der nach einem Jahr starb. Um die reiche Mitgift Katherinas nicht zurückgeben zu müssen, verlobte man den neuen Kronprinzen Heinrich mit Katherina. Während der vieljährigen Verlobungszeit verliebten sich beide ineinander. Die Ehe wurde im Juni 1509 geschlossen. Ganz London jubelte über die Heirat. Heinrich, der aus einer vorerst nur ihm bekannten Sexualscheu heraus von „Versagungsangst“ heimgesucht wurde, erkannte in der Hochzeitsnacht, daß die Witwe, die er geheiratet hatte, Jungfrau war. Beglückt fühlte er sich; wovor hatte er sich eigentlich gefürchtet?

Als Königin erfüllte Katherina ihre Aufgabe „mit unerschütterlicher Würde“. Fast 22 Jahre währte die Ehe. Erst dann begann sich Heinrichs Heiratskarussell rasant zu drehen. Blindlings hatte er sich in die Hofdame Anne Boleyn verliebt. Um sie heiraten zu können, ließ er seine Ehe mit Katherina, die für ihn plötzlich als „sündhafte Verwandtenehe“ galt, durch den englischen Gerichtshof für ungültig erklären; das zog den Bannfluch des Papstes nach sich. Daraufhin ernannte sich Heinrich zum Oberhaupt der „Anglikanischen Kirche“. Die Katholikin Katherina erkannte die Auflösung ihrer Ehe nicht an. Als Verbannte lebte sie fortan in Kimbolton Castle. Anne Boleyn war am französischen Hof erzogen worden und 1521 nach London zurückgekehrt. Sie war von exotischem Aussehen und ungebärdigem Temperament. Ihr Betragen den vielen Verehrern gegenüber wurde als „sittsam und aufreizend zugleich“ gewertet. Genau diese Mischung nahm Heinrich für sie ein.

Die kecke Anne Seymour setzte ihre Keuschheit als Druckmittel gegen den König ein

Das kecke Fräulein vergab sich gegenüber dem König nichts. Sie setzte ihre Keuschheit als Druckmittel gegen den immer begehrlicher werdenden Heinrich ein.

Im Dezember 1532 wurde die „keusche“ Anne dennoch schwanger; die heimliche Trauung fand im Januar 1533 statt. Unerhört an dieser Eheschließung war, daß Heinrich zu dieser Zeit noch nicht offiziell geschieden war. Bei Hof wurde indessen alles für die Geburt vorbereitet. Am 7. September wurde die zukünftige Königin Elisabeth I. geboren.

Anne, die ihre Zunge nie hatte zügeln können, ließ geschwätzig verlauten, „der König könne keine Frau befriedigen, in dieser Sache bewies er weder Geschick, noch Manneskraft“. Eine verhängnisvolle Äußerung; von Stunde an fühlte sich der dämonengläubige Heinrich von Anne verhext, „verführt und durch Wahrsagerei und Zauberformeln zu dieser zweiten Ehe gezwungen worden“. Annes Schicksal war besiegelt. Die teils auf intrigantes Gemunkel gestützte Anklage führte zur Hinrichtung am Morgen des 18. Mai 1536. Für die Ausführung des Todesurteils war der „Henker von Calais“ engagiert worden, „da er hervorragend das Schwert zu führen wußte“. Heinrichs dritte Ehe konnte in Szene gehen.

Schon längst hatte er ein Auge auf die scheue Edeldame Jane Seymour geworfen, so daß die Trauung – oh merry old England – bereits am Tage nach der Hinrichtung Annes vollzogen werden konnte. Der nun liebeserfahrene, mittlerweile mit beachtlichem Leibesumfang versehene König spürte Janes sexuelle Unschuld, einen Reiz, der ihn immer wieder gefangen nahm. Sie würde keine strapaziösen Ansprüche an ihn stellen und vielleicht konnte er dann problemlos Ehemann sein und Vater werden.

Jane enttäuschte Heinrich nicht. Lief zur Zeit der Eheschließung noch das Gerücht um, des Königs Impotenz sei unheilbar (er hatte sich einer Kur zur Heilung eines Hodentumors unterzogen), so geschah das nun heiß ersehnte Wunder; Sohn Edward wurde geboren, der aber jung verschied.

Zwölf Tage nach der Geburt war Heinrichs „über alles geliebte Ehefrau“ an Kindbettfieber gestorben. Diese Frau hatte Wärme in sein Dasein gebracht – und den Duft frischen Lavendels, den er aus der Kindheit kannte. Herrlich! Zum ersten Mal trauerte er um einen Menschen.

Doch bereits die nächste Königin kündigte sich an. Thomas Cromwell überredete Heinrich zur Ehe mit der deutschen Prinzessin Anna von Kleve. Doch Heinrich störte ihr ernstes Gesicht. Die Hochzeitsnacht geriet zum Desaster. „Ich mag sie nicht“, bekundete Heinrich. Anna konterte: „Und ich ihn auch nicht.“ Das sie keinerlei Schwierigkeiten bei der Scheidung machte, versah Heinrich sie mit hoher Apanage.

Nachfolgerin im Bett und auf dem Thron war die Hofdame Katharine Howard. Aus armer Familie stammend, mußte die junge Frau von der Möglichkeit, als Königin zu leben, überwältigt sein. Die kurze Ehe wurde im Februar 1542 durch Enthauptung Katharines wegen Untreue beendet. Im Gegensatz zu Anne Boleyn war die schon vor ihrer Heirat Liebeleien zugetane Katherine von ehelichen Verfehlungen nicht freizusprechen. Sie hatte sich in einen kompromittierenden Schriftwechsel mit dem Emporkömmling Thomas Culpepper eingelassen.

Heinrich fand eine sechste Frau. Er heiratete die Witwe Chatherine Parr anno 1544. Der stets „freundlichen und huldvollen“ Dreißigerin war es beschieden, Heinrichs Krankenpflegerin zu werden. Am Morgen des 28. Januar 1547 erlosch das Leben des 55jährigen. Er wurde – auf seinen strikten Wunsch – in der Sankt-Georgs-Kapelle zu Windsor neben seiner „wahren und liebenden Ehefrau Jane Seymour“ beigesetzt. Heinrich VIII. hatte seine „Chronique scandaleuse“ beendet. Aber es darf nicht unbeachtet bleiben, daß seine sechs Frauen – in vollem Wissen um die Persönlichkeit Heinrichs – dessen Lebenschronik mitgestaltet haben.

Ihr Privatleben ging niemanden etwas an

Die Schauspielerin Greta Garbo gab sich in der Öffentlichkeit sehr geheimnisvoll und zurückhaltend

Von A. NIEDERFRINIGER

Sie war Hollywoodstar, Diva und einsame Frau. Oder doch nicht? War ihre mediale Zurückgezogenheit nur Show, um das Mythische um sie herum zu verstärken? Man wird es wohl nie völlig aufklären. Tatsache ist, daß Greta Garbo in ihrer gesamten Karriere lediglich 14 Interviews gab, die doppelt und dreifach abgesichert wurden. Von ihrem Privatleben drang nichts an die Öffentlichkeit. Sie scheute Premieren, Pressekonferenzen und öffentliche Auftritte. Und sie liebte ihre langen Spaziergänge durch New York – allein!

Die Scheu vor Fotografen und Journalisten machte sich früh bemerkbar, schon als Garbo gemeinsam mit William H. Daniels ihre ersten Stummfilme drehte. In „Fluten der Leidenschaft“ aus dem Jahr 1926 sorgte der Kameramann dafür, daß die Drehorte hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt wurden.

Bisher war es üblich, daß Bekannte, Neugierige oder andere Schaulustige durchaus mal am Set erschienen. Doch die Anwesenheit fremder Personen verstörte die Garbo. Wie sie später bemerkte, litt ihre Konzentration darunter. Daniels war es auch, der die Ausdrucksstärke der Schauspielerin entdeckte und diese in ihrer vollen Strahlkraft in extremen Nahaufnahmen auf die Leinwand bannte.

In einigen von Garbos Stumm- und Tonfilmen weisen die weiblichen Hauptfiguren jene Attitüden auf, für die auch die Schauspielerin berühmt geworden ist. In „Unsichtbare Fesseln“, ihrem zweiten Werk außerhalb Schwedens im Jahr 1929, spaziert die weibliche Hauptfigur, die aufgrund ihrer Ideen als fortschrittliche Frau gilt, häufig allein im Regen.

Jahre nach Beendigung ihrer Karriere wird Madame Garbo des öfteren in New York gesehen, wie sie allein durch die Stadt spaziert. In „Menschen im Hotel“ 1932 fiel einer ihrer berühmtesten Filmsätze: „I want to be alone, I just want to be alone.“

Das Drehbuch sprach ihr aus dem Herzen. Es fällt nicht schwer, diese Worte auf Greta Garbo zu übertragen, kennt man ihre Haltung gegenüber Öffentlichkeit und Medien. Oft wurde der Inhalt auch mißverstanden. Was sie tatsächlich meinte, war, sie wolle vor allem von der Presse in Ruhe gelassen werden. Ihr Privatleben ging niemandem etwas an.



Greta Garbo: „Die Göttliche“ bezauberte ihr Publikum in vielen Filmen. Foto: Archiv

Natürlich führte ihre Zurückgezogenheit immer wieder zu Spekulationen über die „Göttliche“. Greta Garbo erhielt den Beinamen unter anderem nach geschicktem Marketing der Filmindustrie. Die Filmmanager hatten schnell erkannt, welche magische Anziehungskraft von der beinahe makellosen Schönheit ausging.

Noch während ihrer aktiven Schauspielkarriere stieg sie zur Legende auf. Dieses Image funktionierte kurioserweise gerade wegen der konsequenten Abwesenheit der Garbo in den Medien. Dadurch fingen Neider an, Geschichten um sie und ihr Privatleben zu spinnen. So munkeln Insider, sie wäre Teil einer Gruppe lesbischer Hollywoodstars. Einen Beweis dafür gab es nie. Dennoch fragt man sich, was in der attraktiven Schauspielerin, die selbst eine Einladung zum Abendessen von Königin Elisabeth II. von England ausschlug, all die Jahre vorgegangen ist. Als ihr die Queen in einem handschriftlichen Brief eine kleine, intime Runde zusicherte, lehnte Garbo mit der Begründung ab, sie habe kein passendes Kleid zum Anziehen.

Diese Haltung bewahrte sich die Schauspielerin bis zu ihrem Tod im Jahr 1990. In den seltenen Momenten, in denen sie sich auf der Straße zeigte, trug sie stets einen großen Krempenhut und eine schwarze Sonnenbrille, um möglichst unerkannt zu bleiben. In dieser Maskerade lebte sie abwechselnd in den USA und in Europa.

Ständig hoffte man auf einen kleinen Skandal oder Ausrutscher, um die „Göttliche“ in Erregung oder Aufruhr zu sehen. Doch keiner dieser Wünsche ging in Erfüllung.

Greta Garbo ließ das letzte Fünkchen ihrer Öffentlichkeit, das sie durch ihre Schauspielerei noch besaß, bei ihrem Rückzug aus dem Filmgeschäft 1941 zurück.

Nie wieder sollte sie einen Film drehen, obwohl sie sich vor Angeboten kaum retten konnte und die Weltöffentlichkeit nach einem weiteren Garbo-Werk verlangte.

Die Gedanken ordnen

In schwierigen Lebensphasen kann man Klarheit über seine Gefühle und Wünsche gewinnen, indem man seine Gedanken aufschreibt. Viele Jugendliche führen zum Beispiel in den Wirren ihrer Pubertät Tagebuch. „Für eine schriftliche Auseinandersetzung mit sich selbst sind auch die sogenannten Morgenseiten hilfreich“, sagt Sybille Haage, Psychotherapeutin in Hamburg. Bei dieser Methode der Amerikanerin Julia Cameron füllt man jeden Morgen drei Blatt Papier mit seinen Gedanken. „Es ist egal, wie viel oder wie groß man schreibt“, erläutert Haage. Allerdings sollte man beim ersten Blatt links oben beginnen und bis zum dritten Blatt rechts unten kommen. Wichtig sei, daß man seine Gedanken spontan und ungeordnet herunterschreibe, nichts korrigiere und den Text nicht noch einmal lese.

Durch das spontane Niederschreiben ordnen sich oftmals die Gedanken. „Das Schreiben ist ein Akt der Bewältigung“, sagt die Psychotherapeutin. Die Morgenseiten wirkten als eine Art seelischer Mülleimer und ermöglichten einen unbelasteteren Start in den Tag.

Morgenseiten sollten einen dynamischen Charakter haben. Dies bedeutet unter anderem, daß man damit jederzeit aufhören und alte Seiten wegwerfen kann. Manchmal sei es aber hilfreich, alte Texte noch einmal zu lesen. „Dies sollte man frühestens nach einem Monat tun“, empfiehlt Haage.

Mit diesem zeitlichen Abstand lassen sich oft Themen erkennen, die fortlaufend auftreten.

Vielleicht bemerke man, wie häufig man sich über seinen Partner ärgert oder daß man sich im Job überfordert fühlt.

Mit diesem Bewußtsein könne man dann versuchen, sein Leben zu verändern. *ddp*

»Schatz, wo warst du?«

Persönliche Toleranzgrenzen sollten in der Partnerschaft rechtzeitig besprochen werden

Von ANJA SCHÄFERS

Eifersucht kommt in den meisten Partnerschaften vor. So ist er vielleicht mißtrauisch, weil sie den Nachbarn besonders freundlich grüßt. Oder sie mag es nicht, daß er sich mit einer Arbeitskollegin so gut versteht. Gefühle wie diese sind nicht angenehm, ganz ohne geht es aber nicht. „Einer Beziehung ohne Eifersucht fehlt häufig die Liebe“, sagt Hildegard Baumgart, Autorin des Buches „Formen der Eifersucht“. Denn bis zu einem gewissen Grad möchte jeder von seinem Partner begehrt und besessen werden.

Viele Paare gehen davon aus, daß sie dieselbe Einstellung zu Themen wie Vertrauen oder Treue haben. Früher oder später zeigt sich jedoch oft, daß jeder Partner seine ganz eigenen Ansichten und Erwartungen habe. Der eine flirtet zum Beispiel gerne mit anderen Menschen und mißt dem keine Relevanz für seine Liebesbeziehung zu.

Der Partner kann sich dadurch aber durchaus verletzt oder sogar betrogen fühlen. „Seine persönlichen Toleranzgrenzen sollte man unbedingt miteinander besprechen“, empfiehlt Baumgart.

Beim Thema Eifersucht gibt es zudem Unterschiede zwischen den Geschlechtern. „Denn das Gefühl hat auch biologische Wurzeln“, sagt Marcus Damm, Autor des Buches „Psychologie der Eifersucht“.

Da Männer laut Evolution für die Weitergabe ihrer Gene sorgen müssen, würden sie vielfach besonders empfindlich auf die sexuelle Untreue ihrer Partnerin reagieren. Frauen hingegen verziehen einen Seitensprung eher, reagieren aber meist heftig, wenn Emotionen im Spiel sind.

Natürlich bestimmen auch die eigenen Lebenserfahrungen das Verhalten in der Partnerschaft. „Oft neigen zum Beispiel Menschen, die als Kind emotional zu kurz kamen, später zu Eifersucht“, berichtet Damm.

Andere ahmen vielleicht unbewußt die Beziehung ihrer Eltern nach, in der ein Partner den anderen mit Hilfe ihrer Eifersucht kontrolliert habe. Auch spätere Erlebnisse können prägend sein, etwa eine erste Liebe, die einen betrogen habe.

Vor diesem Hintergrund sollte man untereinander seine Gefühle austauschen und konkrete Abmachungen für die Partnerschaft treffen. Viele Paare ziehen zum Beispiel eine klare Grenze beim Seitensprung, räumen jedem aber andere Freiheiten ein.



Ertappt: Wird der Seitensprung verziehen? Foto: ddp

„Vielleicht darf sie mit anderen Männern flirten, weil das ihrem Ego gut tut“, sagt Damm. Er wiederum möchte sich vielleicht pornografische Bilder anschauen, ohne daß sie an seiner Liebe zweifelt.

Schwierig wird es in einer Beziehung immer dann, wenn einer der Partner zu heftiger Eifersucht neigt. Dieser verdächtigt dann zum Beispiel den anderen bei jeder Verspätung, ihn zu hintergehen.

Die Frage „Schatz, wo warst du?“ wird dann nicht interessiert oder fürsorglich gestellt, sondern ist als Vorwurf gedacht. „Es ist schwierig, auf unberechtigtes Mißtrauen angemessen zu reagieren“, sagt Baumgart.

In ihrer Zeit als Paarberaterin hat Baumgart mehrfach erlebt, daß sich extrem eifersüchtiges Verhalten durch Nachgeben des Partners nur verschlimmerte.

Eine Frau ließ sich zum Beispiel anfangs darauf ein, nicht mehr allein an den Strand zu gehen. Nach und nach verlangte ihr Mann immer mehr Einschränkungen von ihr, bis die Frau die Wohnung nicht mehr verlassen durfte.

Im Alltag bemerken viele Betroffene ihr zwanghaftes Verhalten oft nicht und streiten es ihrer Umwelt gegenüber ab. „Dann ist das Führen eines Eifersuchtstagebuchs hilfreich“, sagt Damm.

Erst unzählige Einträge wie „Warten auf Antwort-SMS“ oder „Phantasie darüber, wie Partner fremdgeht“ würden vielen Menschen vor Augen führen, daß die Kontrolle des Partners ihr Leben bestimme.

„Im nächsten Schritt werden einem eifersüchtige Gedanken bewußt, noch während man sie denkt“, sagt Damm. Wenn sich zum Beispiel der Partner verspätet, bemerke man etwa seine von der Eifersucht bestimmte Schlußfolgerung: „Sie trifft sich mit einem anderen“ und deutet sie um in „möglicherweise kauft sie noch ein“ oder „vielleicht steht sie im Stau“.

Letztlich müsse man immer sein Verhalten ändern. Der extrem eifersüchtige Partner sollte etwa lernen, sich Kontrollanrufe oder Fragen wie „Wo warst du solange?“ zu verkneifen. Dabei könne ihm zum Beispiel helfen, sich in kritischen Situationen mit positiven Tätigkeiten abzulenken oder sich Bonuspunkte für jede unterlassene Kontrollfrage zu geben.

Parallel dazu sollte sich das Paar einmal in der Woche eineinhalb Stunden zusammensetzen, um über ihre Gefühle in den Vortagen zu sprechen.

„Ganz wichtig ist dabei, daß man nur Ich-Botschaften ausspricht“, sagt Damm. Etwa: „Ich habe am Montagabend die schlimmsten Befürchtungen gehabt, weil du eine Stunde später als sonst von der Arbeit gekommen bist.“

Auch der andere Partner hat dann die Chance, seine Gefühle zu äußern. Er kann zum Beispiel berichten, daß er sich bevormundet fühlt oder daß ihm die unbegründeten Verdächtigungen weh tun.

„Solche Auseinandersetzungen gehen oft nicht ohne Emotionen und gegenseitiges Anschreien ab“, berichtet Damm. Um so wichtiger sei es, daß sich diesen Gesprächen eine schöne Unternehmung anschließen würde, etwa ein gemeinsames Abendessen oder ein Kinobesuch.

Hochprozentiges Lebenswasser

Der Whisky und seine wechselvolle Geschichte

Von JOACHIM FEYERABEND

Es ist ein denkwürdiges Jubiläum: Die älteste Whisky-Destille der Welt feiert dieses Jahr ihren 400. Geburtstag. Zwar streiten sich Schotten und Iren noch immer darum, wer der Erfinder des Getreidebrandes ist, doch unbestritten befindet sich im nordirischen Ort Bushmills die älteste verbriefte Whiskey-Brennerei der Welt. Seit 1608 König James I. von England dem beschaulichen Dörfchen am Ufer des Flusses Bush in der Grafschaft Antrim die Brennrechte gewährte, hat sich das bräunliche bis goldgelbe Getränk über den gesamten Globus ausgebreitet und einen Milliarden-Markt geschaffen. Aber es sind keinesfalls die Angelsachsen, die von dem Destillat am meisten konsumieren, auch nicht die 300 Millionen Amerikaner, sondern die Inder. Selbst die Franzosen stellen ihren weltberühmten Cognac weiter hinten ins Regal. Sie importieren und trinken in einem Monat mehr Whisky als in einem ganzen Jahr den heimischen Cognac.

Die erste Brennerei wird 400 Jahre alt

Mit 570 Millionen Litern gegenüber 350 Millionen in den USA führen in der Tat die Inder die Riege der begeisterten Whisky-Konsumenten an, und selbst die Japaner lassen noch 14 Prozent des Weltverbrauchs durch ihre Kehlen rinnen. Die Schotten exportieren 943 Millionen Flaschen und schöpfen so einen großen Teil des europäischen Marktes von immerhin einer Milliarde Euro für die Spirituose ab. Viele Länder produzieren inzwischen auch eigenen Whisky, so natürlich die US-Amerikaner, die Kanadier, die Australier und Neuseeländer, aber auch Indien (Marke „Sikkin“), Thailand („I-Lan“), Japan und in Europa Deutschland (etwa „Racke rauchzart“). Auch die Schweiz, Österreich und Frankreich destillieren das Gebräu aus Gerstenmalz, das durch die Verwendung von Torffeuern bei der Malztrocknung seinen rauchigen und unverwechselbaren Geschmack erhält. Aber auch die Lagerung spielt dabei eine Rolle, so werden irische „Whiskeys (das Inselvölkchen schreibt Whisky mit einem „e“) erst in Eichenfässern, dann in Sherryfässern und zum Schluß in alten Madeirafässern viele Jahre gelagert, bis sie ihren milden Geschmack und ihre Farbe erhalten, denn ursprünglich ist der Brand weiß. Das unvermeidliche „Verdampfen“ eines Teils des kostbaren Destillats während der Lagerung beschreiben die Bewohner der Grünen Insel sehr lyrisch als „Angels Share“.

Nicht weit von Bushmills gilt der „Giant's Causeway“ als Touristenattraktion, sechseckige Basaltsäulen an der Küste von Antrim, der Sage nach ein Brückenpfeiler des Riesen Finn McCoole, der von dort eine schottische Braut holen wollte. Ihr Entstehen verdanken die spektakulären Säulen vulkanischen Kräften vor 60 Millionen Jahren, jenem Feuer aus dem Inneren der Erde, das auch die Basaltplatten rund um Bushmills schuf.



Edler Tropfen: Iren und Schotten streiten sich, wer den Whisky erfunden hat. Foto: ddp

Aus einem kleinen Nebenflüßchen bezieht die Destille ihr Wasser und preist die Reinheit der Quelle im Basalt, 1100 bereits als „King's Waters“ bekannt, als einen Hauptbestandteil ihres Brandes, des sogenannten „Uisce beatha“, des Lebenswassers, des mittelalterlichen „Aquae vita“.

Das Geheimnis der Destillation wurde in Europa von den Arabern und deren Heilkundigen, die Kräuter darin ziehen ließen, übernommen und vom irischen Nationalheiligen St. Patrick im fünften Jahrhundert nach Christus bei seiner Missionierung der Gälen ins Land gebracht. Und so waren es, ähnlich wie bei der Kunst des Bierbrauens, Mönche, die den Sprit zuerst herstellten, verbreiteten und verkauften.

Nach der Besiedlung des amerikanischen Kontinents durch die Europäer versuchten die Immigranten sofort, ihren eigenen Whisky, zum Teil aus Mais, herzustellen. Doch mangels Torf fehlte den Bränden aus der Neuen Welt der typische Rauchgeschmack, und so blühte der Export vor allem für die Iren. Mit ausgekohlten Eichenfässern versuchten die Yankees, ihren „Bourban“ von diesem Makel zu befreien.

Lieber »Malt« oder »Grain«?

Heute werden die Richtungen „Malt“ (gemälzte Gerste), „Grain“ (Mais, Weizen oder ungemälzte Gerste sowie in den USA auch Roggen), „Rye“ (Roggen), Bourbon (Mais) und „Corn“ (80 Prozent Mais) unterschieden, wobei die Schotten dem Image nach mit ihren „Malts“ tonangebend sind und als Hochburg der Whisky-Produzenten gelten. Nach wie vor schwören sie auf ihre Herstellungsmethoden, erst das sogenannte „Mashing“, dann das Fermentieren, die Destillation, das Reifen und schließlich das Blending zur endgültigen Geschmacksgebung. Und jede der Brennereien hat natürlich ihre streng gehütete Rezeptur und einen Kundenkreis, der darauf schwört und zum Teil für besonders alte Brände Liebhaberpreise zahlt.

MELDUNGEN

Hexe für Hollywood-Stars

München – Eine Hexe für Hollywood-Stars stellt das Lifestyle-Magazin „Celebrity“ vor. Bei der Australierin Fiona Horne holten sich Prominente wie Pink, Jennifer Aniston und Danii Minogue übersinnliche Hilfe. „Die 41jährige weiß, wie man mit Kräutern, Tarot und Zaubersprüchen ganz irdische Probleme löst“, heißt es in einer Pressemitteilung. Das Magazin hat die frühere Leadsängerin der australischen Techno-Rock-Band DEF FX engagiert, um ab der Juni-Ausgabe monatlich für die Stars in die Zukunft zu blicken. Lege man einem Menschen die Tarot-Karten, so die Hexe, könne man relativ deutlich sehen, was geschehen werde. Dennoch könne man das Ereignis mit dem eigenen Willen beeinflussen. Horne: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Wie bei Normalbürgern so sei auch bei Prominenten die Liebe das größte Problem. Um einen Partner für sich selbst zu finden, habe sie ein Zauberritual erfunden. In eine Schachtel habe sie Dinge gepackt, die ihren Traummann symbolisch darstellten – „einen Geldschein für den Job zum Beispiel, ein Foto von Brad Pitt“. Jeden Abend habe sie die Gegenstände berührt und einen Spruch aufgesagt: „So habe ich meinen Freund gefunden, der tatsächlich oft mit Brad Pitt verwechselt wird.“ Horne, die frühere auch für erotische Fotos in Männermagazinen posiert hat, verdient mit ihrer Hexerei gutes Geld. Laut „Celebrity“ verlangt sie für eine telefonische Sitzung 300 Dollar (193 Euro), und ihre Bücher verkauften sich bestens. *idea*

Witzeerzähler stoppen

Hamburg – Mit dem Erzählen von Witzen kann man leicht eine Gesprächsrunde sprengen. Denn in der Regel bekommt der Spaßmacher die Aufmerksamkeit der gesamten Gruppe und zumindest einige höfliche Lacher. Häufig sieht dieser das als Einladung, einen weiteren Witz zum besten zu geben. Genervte Zuhörer sollten klare Botschaften aussenden. Manchmal helfe es auch, den Witze-Erzähler mit einer Frage zu einem ganz anderen Thema zu unterbrechen. *ddp*

Als Familie das Wochenende gestalten

Eltern und Kinder brauchen ein Kontrastprogramm zum Alltag – Gemeinsame Zeit ist wichtig

Von ANJA SCHÄFERS

Unter der Woche geht es in vielen Familien hektisch zu. Denn Eltern und Kinder müssen Haushalt, Schule und Beruf sowie verschiedene Freizeitaktivitäten unter einen Hut bekommen. Durch die vielen Termine kann es sogar vorkommen, daß sich einige Familienmitglieder von Montag bis Freitag kaum zu Gesicht bekommen. „Es ist wichtig, daß die Familie am Wochenende ein Kontrastprogramm gestaltet“, sagt die Psychotherapeutin Astrid von Friesen, Autorin mehrerer Erziehungsratgeber. Dies bedeute vor allem, sich Freiräume zu schaffen und möglichst viel Zeit miteinander zu verbringen.

Dafür sollten sich Eltern und Kinder zum Beispiel am Freitagabend oder Sonnabendmorgen überlegen, was an diesem Wochenende anstehe. Meist gebe es einige Verpflichtungen einzuplanen, die Einladung zum Geburtstag der Tante etwa oder das Punktspiel der F-Jugend am Sonntagmorgen. Oft müssen auch Pflichten wie Wochenendeinkauf, Hausputz oder Gartenarbeit erledigt werden. „Sie sollten kein Hindernis für das familiäre Miteinander sein, denn selbst das Großreinemachen läßt sich als gemeinsame Aktivität gestalten“, sagt von Friesen.

An solchen Aktionen sollten möglichst alle Familienmitglieder beteiligt sein. Beim gemeinsamen Hausputz räumt zum Beispiel das Nesthäkchen seine Spielsachen auf, während der ältere Bruder staubsaugt und die Eltern Küche und Bad schrubben. „Dabei läuft vielleicht in der ganzen Wohnung laut Musik“, sagt die Dresdner Psychotherapeutin. Auch einen Wecker könne man stellen, denn unangenehme Arbeiten sollte man zeitlich begrenzen. In manchen Familien werden auch Teams gebildet, die untereinander wetteifern.

Gemeinsamer Hausputz oder Spieleabend

„Auch aus dem Wochenendeinkauf kann man ein Familienritual machen“, sagt Regina Lindhoff vom Verein „Mehr Zeit für Kinder“ in Frankfurt am Main. Für manche beginne es damit, zusammen im Kochbuch zu stöbern und die nächsten Mahlzeiten – und damit die Einkaufsliste – festzulegen. Während der Shoppingtour sollte dann jeder eine altersgemäße Aufgabe übernehmen. Ganz junge Kinder mögen es zum Beispiel, in der Karre herumgefahren zu werden und eine Einkaufstasche zu halten. Ältere wollen möglicherweise den Joghurt aussuchen oder die Getränke einpacken.

Gemeinsame Mahlzeiten sind wichtige Fixpunkte für das Familienleben. Denn dabei kann jeder von seinen Erlebnissen erzählen und sich an einer gemeinsamen Unterhaltung beteiligen. Am Wochenende läßt sich oft schon das Frühstück auf besondere Weise gestalten.

Viele Familien nehmen sich dafür am späten Vormittag extra viel Zeit und besorgen Sachen, die alltags nicht auf den Tisch kommen. „Bei der Vorbereitung sollten auch die Kinder dabei sein“, sagt Lindhoff. Sie dürfen beim Bäcker vielleicht die Brötchen aussuchen, oder es macht ihnen Spaß, sich eine spezielle Dekoration für den Tisch auszudenken.

„Es ist immer wieder erstaunlich, auf welche Ideen Kinder kommen, wenn man ihnen freie Hand läßt“, berichtet die Expertin von „Mehr Zeit für Kinder“. Eltern sollten ihnen gerade am Wochenende die Zeit geben, sich in allen möglichen Bereichen des Alltags auszuprobieren.

Wenn der Nachwuchs etwa bei der Gartenarbeit mithelfen will, könne das Kind eine eigene Aufgabe übertragen bekommen. Beim Einsammeln von Ästen oder dem Eingraben von Blumen könne man sie zwar unterstützen, man sollte sie aber auch eigene Lösungen suchen lassen und Fehler nicht maßregeln. Natürlich möchten Kinder mit ihren Eltern auch Freizeit erleben.

Mahlzeiten als Fixpunkt für die Familie

„Dies bedeutet nicht, daß man aufwendige oder lang vorbereitete Sachen unternehmen muß“, sagt Lindhoff. Meist seien es eher einfache Dinge, die ihnen Freude machen. Das können ein Spieleabend oder ein Schwimmbadbesuch im Winter sein oder ein Federballturnier oder eine kleine Radtour im Sommer. „Viele Eltern überladen das Wochenende mit langen Autofahrten und hektischen Events“, sagt Astrid von Friesen.

Sie rät dazu, sich nicht zuviel vorzunehmen und eher Ruhe zu suchen. Bewegung und Erlebnisse in der Natur würden meist Kindern und Eltern gut tun. Vielleicht möchte man zusammen Fußball spielen, im Garten ein Zelt aufschlagen oder im Wald Buden bauen.

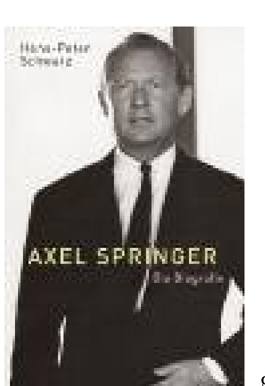
Oft könne man zu solchen Aktivitäten auch Freunde der Kinder einladen oder sich mit anderen Familien zusammentun. Dies mache dem Nachwuchs Spaß und gebe auch den Erwachsenen wichtige Freiräume.

„Denn auch die Eltern dürfen am Wochenende nicht zu kurz kommen“, sagt die Dresdner Psychotherapeutin.

Wer sich mit anderen Paaren in der Betreuung der Kinder abwechsle, könne einige Stunden für sich und seine Partnerschaft gewinnen. Dafür könne man aber auch die Großeltern mobilisieren oder andere Menschen, mit denen die Kinder gerne zusammen sind.

Glänzender Fabulierer

Schwarz über Springer



Um es gleich vorweg zu sagen: Dies ist eines der spannendsten und interessantesten Bücher, das dem Rezensenten seit langem untergekommen ist. Keine Frage: Der Autor, der mittlerweile 74jährige Adenauer-Biograph Hans-Peter Schwarz, ist ein glänzender Fabulierer, der anders als viele deutsche Historiker und Politikwissenschaftler die Langeweile nicht ausstehen kann. Und Axel Springer ist eine schillernde Figur, an die 40 Jahre nach „68“ durchaus erinnert werden darf – als positive Gegenfigur zu den damaligen Revoluzzern.

„Anders als Millionen seiner Altersgenossen faszinierten ihn weder die sozialistischen noch die nationalistischen oder die militärischen Komponenten des Dritten Reiches“, schreibt Schwarz über seinen „Helden“. Dies können zahlreiche Gesinnungsakrobaten der literarischen Linken in diesem Land, die über Jahrzehnte zum Beispiel die Tageszeitung „Die Welt“ mit einem Boykott belegten, weil sie angeblich zu „rechts“ war, aber über erhebliche Erinnerungslücken verfügten, wenn es um die eigene Mitgliedschaft in SS oder NSDAP ging, nicht von sich sagen.

Ein „seltsamer Heiliger“ war aber auch Springer. Und ein Mann der Gegensätze. Frauenheld und Frömmler, Hasenfuß und Kalter Krieger, Israel-Freund und Haß-Figur einer enthemmten Linken, großzügiger Patriarch und gnadenloser Chef, spiritueller Sucher und hedonistischer Dandy – all diese Widersprüche vereinte Springer in einer Person. Schwarz beschönigt nichts, dämonisiert seinen Protagonisten aber auch nicht. Man darf getrost davon ausgehen, daß der Biograph und sein Gegenstand nicht sehr weit voneinander entfernt sind, wenn es um die Wertschätzung für die soziale Marktwirtschaft, die westliche Wertegemeinschaft, die Idee der Freiheit, die Freundschaft zu den Vereinigten Staaten und Israel, die Abscheu gegenüber linken Ideologien und linken Spinnern und Weltverbesserern geht. Es ehrt die Witwe von Axel Springer und den Konzern, daß sie den renommierten Zeithistoriker so ungehindert forschen ließen und bereitwillig Archive öffneten und Interviews gewährten. Eine Auftragsarbeit hätte nie das Niveau dieses Buches erreichen können. Gleichwohl bleiben einige der Springerschen Charakterzüge dem Biographen unverständlich oder sogar zuwider.

Schwarz beleuchtet fair und objektiv die Zeit im „Dritten Reich“, die Springer zwar nicht als Widerstandskämpfer, aber ziemlich anständig hinter sich brachte. Er beschreibt minutiös die Hamburger Gründerjahre, das rasante Wachstum des Verlags, die politische Abwehrschlacht von „Bild“, „Welt“ und Co. in der Frontstadt Berlin, das „rote Jahrzehnt“ von 1967 bis 1977, in denen Springer zum Ziel maßloser Angriffe wurde, und das lange Sterben des nie ganz gesunden Springer in den Jahren 1978 bis 1985. Wo es um private und familiäre Verwicklungen und Schicksalsschläge geht, bleibt Schwarz ganz Gentleman. Er eignet sich nicht zum Voyeur. Ansonsten bevorzugt er die deutlichen Töne und scheut auch nicht davor zurück, manche Torheiten dieses so bedeutenden Mannes beim Namen zu nennen. Genie und Wahnsinn liegen eben oft nah beieinander. Kurzum: Alle 700 Seiten dieses zeitgeschichtlichen Schmökers liest man mit Gewinn und Genuß. Am Schluß nur noch eine Frage: Wann bekommt Deutschland wieder einen so kämpferischen, klugen und erfolgreichen Verleger? Es würde dem Land gut tun. *Ansgar Lange*

***Hans-Peter Schwarz: „Axel Springer – Die Biographie“**, Propyläen-Verlag, Berlin 2008, 735 Seiten, 26 Euro*

Englisch als Waffe

Sudanese kämpft als Dolmetscher für die Rechte seines Volkes



Wer „Der Übersetzer – Leben und Sterben in Darfur“ in die Hand nimmt, muß hart gesotten sein, denn der Erlebnisbericht des Sudanesen Daoud Hari hält grauenhafte Flüchtlingsberichte parat. Daoud Hari selbst hatte das Glück, als jüngster Sohn in seiner Familie statt Ziegen zu hüten zur Schule gehen zu können. Brontes „Jane Eyre“, Stevensons „Schatzinsel“ und Dickens „Oliver Twist“ gehörten zu den Büchern, deren Lektüre ihn Englisch lehrte und die seinen Verstand „öffnete und befreite“. Als Gastarbeiter in Ägypten lernte er dann Arabisch, auf dem Weg nach Israel, wo er aufgrund höherer Löhne hin wollte, wurde er als illegaler Einwanderer festgenommen. „Ich schaffte es also nach Beerscheba, allerdings nur in das dortige Gefängnis. Übrigens war es sehr schön dort, man konnte fernsehen und kostenlos ins Ausland telefonieren. Ich würde es sogar eher empfehlen als viele Hotels, in denen ich gewesen bin.“

In Beerscheba blieb Daoud Hari nicht lange, schon bald wurde er nach Ägypten abgeschoben, wo er sich mit 90 Menschen eine Zelle teilen mußte. Doch der Autor trotzt selbst der schlimmsten Situation noch etwas Gutes ab: „Nichts ist nur durch und durch schlecht, und man konnte dort vielen guten Menschen aus ganz Afrika begegnen ...“

Nach Monaten im Gefängnis wird Daoud Hari dank Unterstützung von Menschenrechtsorganisationen nicht in den Sudan ausgeliefert, der mehrere seiner „Entlaufenen“ hinrichten ließ, sondern kam in den Tschad. Von dort wagt er sich über die Grenze zu seiner Familie. Schon auf dem Weg in seinen Heimatort durchreist er niedergebrannte Dörfer und begegnete zahlreichen Flüchtlingen. Nur wenige Tage, nachdem er bei seiner Familie angekommen ist, wird auch sein Dorf überfallen. Dank der Weitsicht seines Bruders Ahmed wird der Ort rechtzeitig evakuiert, doch die Männer, die die Flucht von Frauen und Kindern absichern, werden von den Reitermilizen der Dschandschawid niedergemetzelt. Auch Ahmed fällt. Der Rest der Familie schafft es in ein Flüchtlingslager nahe der Grenze zum Tschad. Von dort beginnt Daoud Hari mit einer neuen, illegal erworbenen Identität, die ihn als Bewohner des Tschad ausweist, seinen eigenen Kampf gegen den Völkermord. „Die meisten jungen Leute, mit denen ich aufgewachsen war, waren inzwischen tot oder kämpften im Widerstand; auch ich hatte mich entschieden, mein Leben aufs Spiel zu setzen, aber ich verwendete dazu mein Englisch und keine Waffe.“

Fortan führt Daoud Hari UN-Mitarbeiter und Journalisten durch Flüchtlingslager und seine umkämpfte Heimat. Viele der Schicksale, die er dort erfährt, hat er in seinem Buch „Der Übersetzer – Leben und Sterben in Darfur“ niedergeschrieben. Er berichtet von treuen Eseln, die kurz nachdem sie ihre wertvolle Fracht, nämlich die Kinder ihrer Besitzer, mit letzter Kraft im Flüchtlingslager abgeliefert haben, tot zusammenbrechen, oder von Müttern, die ihre toten Kinder nicht aus den Armen geben wollen.

Auf einer Reise durch das Land sieht er Menschen unter einem Baum. Beim Näherkommen entdeckt er drei Kinderleichen, verdurstet in der Hitze Darfurs, ihre Mutter baumelt an ihrem eigenen Kopftuch erhängt im Baum. Sie hatte, nachdem sie ihre drei Lieblinge hatte sterben sehen, selbst nicht mehr weiterleben wollen. Auch von einem verrückten Mann berichtet der Autor. Als Daoud Hari jedoch seine Geschichte erfährt, läßt sie auch ihn nicht mehr los. Vor den Augen des Mannes hatten Rebellen seine vierjährige Tochter Amma auf ihr Bajonett gespießt und während die Kleine noch vor Schmerzen schrie im „Siegestanz“ das Bajonett mit dem Kind an der Spitze in die Höhe gerissen.

Daoud Hari selbst hatte das Glück, 2003 von den USA aufgenommen zu werden. So oft war er im Einsatz für die UN dem Tod nur knapp entkommen, irgendwann hatte er so viele Fürsprecher in New York, daß er Asyl erhielt.

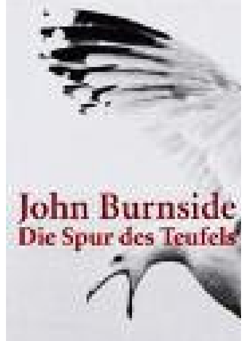
Sein Plädoyer: „Wenn die Welt zuläßt, daß die Bevölkerung von Darfur für immer von ihrem Land vertrieben und an ihrer Lebensweise gehindert wird, dann wird es auch anderswo zu Völkermorden kommen, denn die Leute werden denken: Es funktioniert. Es darf nicht funktionieren.“

Gewidmet hat der Autor, der für ein Menschenleben viel zu viel Hunger, Krankheit, Mord und Vergewaltigungen sah, sein bewegendes Buch seiner Mutter und allen Frauen in Darfur. *Rebecca Bellano*

***Daoud Hari: „Der Übersetzer – Leben und Sterben in Darfur“**, Blessing, München 2008, geb., 254 Seiten, 19,95 Euro*

Abgründe der Seele

Mord weckt alte Erinnerungen an Erniedrigung mit Todesfolge



Für niemanden ist es schön, ein Außenseiter zu sein. Nicht für Erwachsene, aber schon gar nicht für Kinder. Doch genau dieses Schicksal ereilt in John Burnsides Roman „Die Spur des Teufels“ den schüchternen, zurückhaltenden Jungen Michael, der mit seinen Eltern in den kleinen, konservativen Küstenort Coldhaven zieht.

Sein Vater, ein bekannter Naturfotograf, kann dort hervorragend seinen Studien frönen, und so bemerken die Eltern kaum, wie unglücklich ihr Sohn ist, der zu allem Übel auch noch von dem Raudi Malcolm gehänselt und gepeinigt wird.

Der Roman des schottischen Erfolgsautors John Burnside spielt in der Zeit, als Michael bereits erwachsen und verheiratet ist. Erst als in den Nachrichten die Schreckensmeldung umgeht, daß seine ehemalige Freundin Moira ihre zwei Söhne bei lebendigem Leibe in ihrem Auto verbrannt hat, holt ihn die Vergangenheit ein, und er erinnert sich an ihren Bruder Malcolm, der ihn als Kind bis aufs Blut quälte und dessen Tod Michael damals zu verschulden hatte. Bis heute weiß nur Michael, wie Malcolm wirklich zu Tode kam.

„Ich schaute Malcolm an. Was er auch vorhatte, ich wollte nur noch, daß es bald vorbei war. ‚Weißt du, wo wir sind?‘, fragte er. Ich nickte. ‚Hier war die Molkerei.‘ ‚Stimmt.‘ Sein Gesicht verdüsterte sich. ‚Zieh deinen Pullover aus‘, sagte er ... Ich glaubte, er wolle mir etwas Unaussprechliches antun, etwas, das ich mir nicht einmal vorstellen konnte. Verzweifelt schüttelte ich den Kopf und spürte, wie meine Unterlippe zitterte. Zum ersten Mal weinte ich in seiner Gegenwart ... Er konnte mich schlagen, sooft er wollte, aber ich würde mich nicht an die Ratten verfüttern lassen. Rotz lief mir aus der Nase, Tränen strömten mir übers Gesicht.“

Wieder und wieder wurde Michael von Malcolm zutiefst gedemütigt. Zuflucht und Verständnis fand er nur bei der alten, etwas wunderlichen Mrs. Collings, die ihm jedoch eines Tages einen Rat mit verheerenden Folgen gab.

Während in der Gegenwart Michaels Ehe mit Amanda zu zerbrechen droht, beschäftigt er sich ausschließlich mit der Vergangenheit und kommt auf die fixe Idee, Moiras Tochter Hazel könne von ihm sein. Von diesem Tag an beginnt er, das 14jährige Mädchen auf Schritt und Tritt zu beobachten, eine Tragödie nimmt ihren Lauf.

„Die Spur des Teufels“ ist ein spannender, psychologisch geschickt aufgebauter Roman über Verzweiflung, Sünde und Buße. Burnsides Roman präsentiert eine komplexe, abgründige und zugleich auf gewisse Weise tröstliche Story in einer düsteren, beklemmenden Atmosphäre. *A. Ney*

***John Burnside: „Die Spur des Teufels“**, Knaus Verlag, München 2008, geb., 254 Seiten, 18 Euro*

Überwindung des Unrechts

Alfred M. de Zayas legt »50 Thesen zur Vertreibung« vor

Der Verfasser von „50 Thesen zur Vertreibung“, Alfred M. de Zayas, ist amerikanischer Völkerrechtler (Harvard) und Historiker und seit zwei Jahrzehnten Mitglied des Kuratoriums „Internationales Forum für Menschenrechte e. V.“. Er war hoher Uno-Beamter und Chef der Petitionsabteilung im Büro des Uno-Hochkommissars für Menschenrechte in Genf, bis er 2003 in den Ruhestand trat, um dann als Völkerrechtsprofessor am Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales in Genf, an der Universität British Columbia (Vancouver), und an der Geneva School of Diplomacy weiterhin zu lehren.

De Zayas zweites Buch, die „Anmerkungen zur Vertreibung“, enthielt bereits 22 „Thesen zur Vertreibung“, die den Kern der hier besprochenen 50 Thesen bilden. Es handelt sich um 17 historische und 18 völkerrechtliche Thesen, die notwendigerweise gewisse Schlußfolgerungen nach sich ziehen. Diesen Schlußfolgerungen kann man zustimmen, zum Beispiel der These 50: „Es gilt, Vertreibungen überzeugend zu ächten und damit künftige ‚ethnische Säuberungen‘ zu verhindern. Eine gründlichere Auseinandersetzung mit allen Aspekten der Vertreibung der Deutschen in ihrem gesamteuropäischen und menschenrechtlichen Kontext und sinnvolle, für alle Seiten tragbare Anstrengungen zur Überwindung der Unrechtsfolgen würden eine solche Prävention fördern. Die ‚Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen‘ und das geplante ‚Sichtbare Zeichen‘ in Berlin können dazu einen wichtigen Beitrag leisten, wenn sie sich strikt an der historischen Wahrheit und am Völkerrecht orientieren.“

> Vertreibung überzeugend ächten

Kaum ein Wissenschaftler hat sich so lange und so interdisziplinär mit der Vertreibung beschäftigt. Da er Mitglied des Beirats der Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ ist, dürfen wir hoffen, daß er in die neue Forschungs- und Dokumentationsstelle in Berlin – das sogenannte „Sichtbare Zeichen“ im Deutschlandhaus – berufen wird.

Nun ist de Zayas vor allem Menschenrechtler und betrachtet die Vertreibung der Deutschen nicht nur historisch, in ihren umfassenden Zusammenhängen (Verträge von Versailles, St. Germain, Trianon, Ribbentrop-Molotov-Pakt, Generalplan Ost), sondern vor allem in ihrer menschenrechtlichen Dimension. Dabei beruft er sich auf die Worte des ersten Uno-Hochkommissars für Menschenrechte, Dr. José Ayala Lasso (Ecuador), der 1995 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und 2005 in Berlin die deutschen Vertriebenen eindeutig als Opfer anerkannte und ermutigte. Allerdings bemerkt de Zayas die Anomalie, daß die deutschen Medien diese bedeutenden Worte Ayala Lassos weitgehend ignorierten, genauso wie die Medien die Worte der Anerkennung und der Caritas von Papst Johannes Paulus II. und von Benedikt XVI. zu den Vertriebenen schlichtweg außer acht lassen.

Die Thesen setzen sich vehement gegen die Bagatellisierung der Vertreibung, gegen Aufrechnungen, gegen Kollektivschuld, gegen die Täter-Opfer-Schablone ein. Sie lehnen die pietätlose Haltung einiger deutscher Historiker ab, die die Vertreibung durch die Verbrechen der Nazis erklären und sogar rechtfertigen wollen. Die Thesen sind aber kein „Plädoyer“ für die Vertriebenen. Sie sind ein „Plädoyer“ für die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte und für die Notwendigkeit, aller Opfer mit Ehrfurcht zu gedenken.

Als Historiker zeigt de Zayas, daß die deutsche Ostsiedlung weitestgehend friedlich vor sich ging, daß die meisten deutschen Bauern und Kaufleute in Ostpreußen, Pommern, Schlesien, Böhmen, Mähren usw. bereits im 12. und 13. Jahrhundert dorthin siedelten, meistens auf Einladung und nicht als Eroberer. Eigentlich läßt sich die populärwissenschaftliche Idee eines deutschen Dranges nach Ostens weniger belegen als ein slawischer Drang nach Westen. Immerhin sei der Zweite Weltkrieg nur der Anlaß, nicht aber die Ursache der Vertreibung gewesen.

> Der Autor sprach mit Teilnehmern der Potsdamer Konferenz

De Zayas gehört nicht zu den Zeitgeist-Historikern, die sich dem politischen Wind anpassen. Er hat in den einschlägigen deutschen, amerikanischen, britischen, französischen, schweizerischen Archiven gründlich geforscht. Er sprach mit mehreren Teilnehmern an der Potsdamer Konferenz, interviewte den politischen Berater von Eisenhower, Robert Murphy, der das Vorwort zu „Nemesis at Potsdam“ schrieb. Er sprach mit dem Chef der Deutschlandabteilung im US State Department, James Riddelberger, mit George F. Kennan, mit dem Verfasser des Artikels XIII. des Potsdamer Kommuniqués (nicht Abkommen!), Sir Geoffrey Harrison, mit dem Verfasser des Artikels IX (über die Oder-Neiße Linie), Sir Dennis Allen, mit etlichen anderen Wissensträgern und vor allem mit den Opfern – den Vertriebenen. Er hat neue Dokumente und Erkenntnisse zu Tage gefördert, die in den Thesen einen klaren, konkreten und konzentrierten Ausdruck finden.

Didaktisch sind die Thesen für den Geschichts- und Politikunterricht an Gymnasien hervorragend geeignet. Hoffen wir, daß die Bundeszentrale für politische Bildung und die Landeszentralen es auch so sehen. *Reinhard Gnauck*

***Alfred de Zayas: „50 Thesen zur Vertreibung“**, Verlag Inspiration Un Limited, London und München 2008, 52 Seiten, 7 Euro*

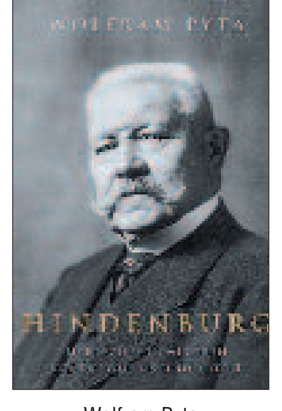
Die neue CD von BernStein

Melodien von Memel und Weichsel I

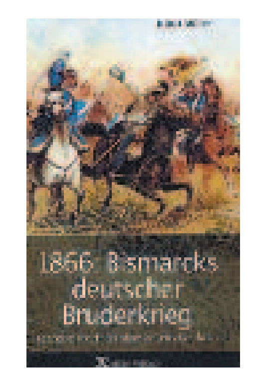
1. Memelland-Lied
2. Es dunkelt schon in der Heide
3. Ach Lieske, komm doch ...
4. Ostpreußen-Marschlied
5. Abend am Haff
6. Ermland-Lied
7. Brunokreuz (Lötzen)
8. Zogen einst fünf wilde Schwäne
9. Gerdauer Lied
10. Reiter, schmuck und fein

NEU

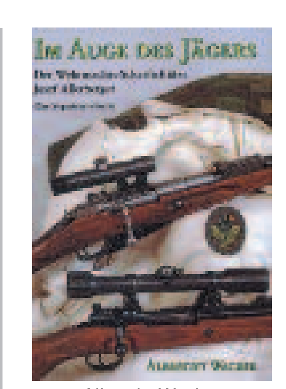
Laufzeit: 38:57 Min
Best.-Nr.: 6615, € 15,00



Wolfram Pyta
Hindenburg
Eine historische Biographie
Geb., 1120 Seiten
Best.-Nr.: 6557, € 49,95



Klaus Müller
1866: Bismarcks deutscher Bruderkrieg
Königgrätz und die Schlachten auf deutschem Boden
Geb., 278 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6276, € 24,90



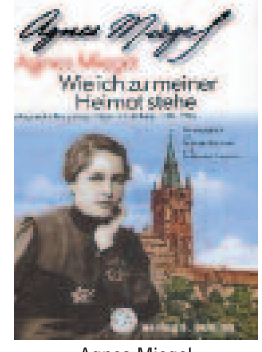
Albrecht Wacker
Im Auge des Jägers
Der Wehrmachts- Scharfschütze Josef Allerberger
Eine biographische Studie
Geb., 288 S. mit zahlr. Abb.
Best.-Nr.: 3985, € 23,90

Königsbergromane

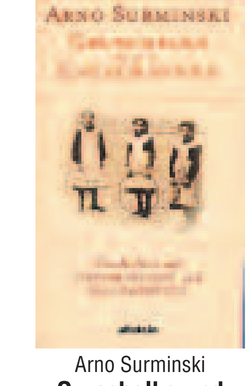


Helga Kutz- Bauer
Königsberger Schnittmuster
Von Glück und Not 1807-1923
Geb., 385 Seiten, 2 Abbildungen
Best.-Nr.: 6606, € 14,95

Königsberger Kreuzwege
Von glücklichen Tagen und schrecklichen Zeiten 1923 – 1945
Geb., 358 Seiten
Best.-Nr.: 6605, € 14,95



Agnes Miegel
Wie ich zu meiner Heimat stehe
(Hrsg. Helga u. Manfred Neumann)
Feuilletonistische Texte
Gebunden, 311 Seiten
Best.-Nr.: 1109, € 19,80



Arno Surminski
Gruschelke und Engelmannke
Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch
Geb., 243 Seiten
Best.-Nr.:5990, € 16,95

Andreas Kossert
Kalte Heimat
Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945
Geb. Buch, 432 Seiten
Best.-Nr.: 6558, € 24,95

Heimataufkleber und Anstecker



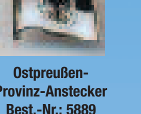
Ostpreußen Provinz- Wappen Best.-Nr.: 6418

Ostpreußen-Elchschaufel Best.-Nr.: 6419

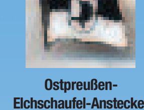
Königsberg Best.-Nr.: 6416

Westpreußen Best.-Nr.: 6420

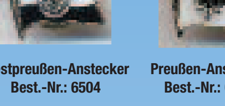
Schlesien Best.-Nr.: 6417



Ostpreußen-Provinz-Anstecker Best.-Nr.: 5889



Ostpreußen-Elchschaufel-Anstecker Best.-Nr.: 6055



Westpreußen-Anstecker Best.-Nr.: 6504

Preußen-Anstecker Best.-Nr.: 6057



Königsberg-Anstecker Best.-Nr.: 6056

Memel- Anstecker Motiv: Stadtwappen Memel an Nadel, Best.-Nr.: 6364

Format: 14,5 x 9,5 cm jetzt als Sonderangebot statt € 1,99 je Aufkleber nur € 1,49

Je Anstecker nur € 2,95

Pommern, Schlesien, Sudeten Ost- und Westpreußen
Die Heimat unvergessen!



Best.-Nr. 6349 · Best.-Nr. 6347 · Best.-Nr. 6348

Best.-Nr. 6216





Best.-Nr. 6472 · Best.-Nr. 6473

Rundstempel
Durchmesser 30 mm
je Stück € 12,95

lesensWERT!

Die Buchempfehlung des Preußischen Mediendienstes!

PMD Preußischer Mediendienst

Oliver Rieckmann empfiehlt...

Heinz Buchholz
Iwan, das Panjepferd
Eine Kindheit zwischen Krieg Krieg und Frieden

Mit den Augen eines Kindes gesehen entsteht sie als lebendiges Bild vor unseren Augen: Die große Flucht aus Ostpreußen - eine geschichtliche Katastrophe, von der Millionen von Menschen betroffen waren. Als Frauen, Kinder und Greise im Jahr 1944 vor der heranstürmenden Roten Armee fliehen, die mordend und plündernd in Ostpreußen einfällt, befindet sie sich in einem der Flüchtlingstrecks ein dreizehn Jahre alter Junge, Heinz Buchholz. Zusammen mit seinem Panjepferd Iwan meistert er die chaotischen Ereignisse. Dabei erweist sich der Vierbeiner nicht nur als Lebensretter in tödlichen Gefahren, sondern ist zugleich ein treuer Gefährte, dem das verstörte Kind seine Erinnerungen an eine heile Welt anvertrauen kann. Ein Angehöriger der Kriegskinder-Generation meldet sich nach fünfzig Jahren der Verdrängung mit einem spannenden Erlebnisbericht zu Wort und erhellt ein dunkles Kapitel der deutschen Geschichte.

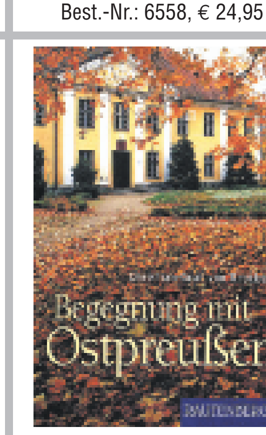
schon 60.000 verkaufte Exemplare!



Exclusiv für die Leser der PAZ vom Autor signiert!

Kart.,256 Seiten
Best.-Nr.: 4795,
€ 8,95 als Taschenbuch
Best.-Nr.: 1333,
€ 19,90 als gebundenes Buch

Christopher Clark
Preußen-Aufstieg und Niedergang 1600 – 1947
Das Standardwerk!
Geb., 896 Seiten, 71 s/w Abb.
Best.-Nr.: 6072, € 39,95



Chrsitian Graf von Krockow
Begegnung mit Ostpreußen
Geb., 319 Seiten,
45 S/W-Abbildungen
Best.-Nr.: 6608, € 14,95



statt € 12,90 nur € 9,95

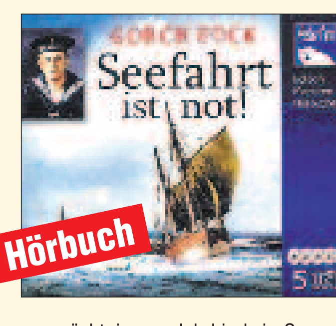
Der fröhliche Ostpreuße
Lustige Geschichten und Lieder in ostpreußischem Dialekt
Laufzeit: 46 Minuten
Best.-Nr.: 1057



Anton Meiser
Die Hölle von Tscherkassy
Ein Kriegstagebuch 1943-944
Geb., 384 Seiten
Best.-Nr.: 1990, € 19,50

Gorch Fock
Seefahrt ist not!

„Seefahrt ist not!“, das ausdrucksstarke Epos über die See erschien 1913 und ist bis heute ein Meilenstein maritimer Literatur. Johann Kinau, 1880 als Sohn eines Fischers in Finkenwerder geboren, schrieb als „Gorch Fock“ Erzählungen über die See und das Leben an Bord. Er selbst wurde zunächst Buchhalter. Im Krieg zu den Waffen gerufen, setzte er alles daran, in der Marine zu dienen. 1916 fiel er – erst 36-jährig – in der größten Seeschlacht der Geschichte, der Skagerrakschlacht. Gorch Focks Bücher werden bis heute gelesen. Erstmals erscheint eins seiner Werke als Hörbuch, getreu seines Vermächtnisses: „Ich bin kein Seemann, aber die See und ihre Schiffe sprechen aus mir.“ Bonus-Track: „Weiß ist das Schiff“ („Gorch Fock-Lied“), gesungen vom Shantychor „Die Hornblower“ der Marinekameradschaft Tarp e.V.



Hörbuch

Laufzeit: 396 Minuten,
Umfang: 5 Audio-CDs, Herausgeber: Kapitän zur See Matthias Friese
Sprecher/Erzähler: Frank Jacobsen, Klaus Mewes: Larry Evers, Gesa: Anja Bublitz, Klaus junior, genannt Störtebeker: Nils Retzlaff

NEU

Best.-Nr.: 6614, € 16,95

Unsere Musikempfehlung

Ein Männlein steht im Walde
Die schönsten alten Kinderlieder



Hänschen klein • Jetzt kommen viele Musikanten • Kuckuck, Kuckuck ruft´s aus dem Wald • Alle meine Entchen • Ich bin die Frau Hummel • Ein Männlein steht im Walde • Der Schaffner hebt den Stab • Liebe Schwester, tanz mit mir • Meine Blümchen haben Durst • Zeigt her eure Füße • Dornröschen war ein schönes Kind • Backe, backe Kuchen • Fuchs, du hast die Gans gestohlen • Summ, summ, summ • Auf unsrer Wiese geht was • Ei, ei, ei ihr Hühnerchen • Unsre Katz heißt Mohrle • Geht mein Pferdchen • Es war eine Mutter, die hatte vier Kinder • Frau Holle, Frau Holle • Schneeflöckchen tanze • A, a, a, der Winter, der ist da • In einem kleinen Apfel • Hänsel und Gretel • Schneeflöckchen, Weißröckchen • Ich geh mit meiner Laterne • Sandmann, lieber Sandmann u.a.
RUNDFUNK-KINDERCHOR BERLIN und der ARMONISCHER KINDERCHOR DRESDEN
Best.-Nr.: 6448, € 12,95

Fuchs, du hast die Gans gestohlen
Die schönsten Kinderlieder (Folge 2)

Fuchs, du hast die Gans gestohlen • Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann • Grün, grün, grün sind alle meine Kleider • Suse, liebe Suse • Trarira, der Sommer, der ist da • Kleine Meise • Eine kleine Geige • Jetzt fahrn wir übern See • Was macht der Fuhrmann • Erst kommt der Sonnenkäferpapa • Unsre Katz heißt Mohrle • Was scharrt die alte Henne • A, B, C, die Katze lief im Schnee • Ich freue mich, dass ich geboren bin • Ringlein, Ringlein, du musst wandern • Wir öffnen jetzt das Taubenhaus • Häschen in der Grube • Spannenlanger Hansel • Es regnet, es regnet • Der Verkehr hat drei Gesichter • Leise, Peterle, leise • Kindlein mein • Laterne, Laterne • Schneewittchen hinter den Bergen • Wenn ich ein Vöglein wär • Schlaf, Kindlein, schlaf u. a.



Rundfunk-Kinderchor Berlin, Pilharmonischer Kinderchor Dresden u.a.
Best.-Nr.: 6449, € 12,95

Hopp, Hopp, Hopp
Lieder für unsere Kleinsten

Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf Galop, Ward ein Blümchen mir geschenket (Taler, Taler, du musst wandern), Der Vogel singt, die Katze schnurrt, Kommt ein Vogel geflogen, Kuckuck, ruft?s aus dem Wald, Die Sieben Mücklein, Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann, Ringelringelreihe, Liebe Schwester, tanz mit mir, Seht alle Schwalben – Wir tanzen, Tanz, tanz, Gretelein, Widewenne heißt meine Puthenne, Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du, Ei, ei, ei ihr Hühnerchen, Käfer, du gefällst mir sehr, Auf dem Karussell, Hampelmann, Strampelmann, Der kleine Musikant, Frau Tausendfuß heut Wäsche hat, Zeigt her eure Füße, In der kleinen Waschmaschine, Die Wäsche tanzt im Sommerwind, Der Schuster, Was ist das für ein Wetter heut, Ich bin ein Bäumchen winzigklein, Tausendschönchen blühn nicht mehr, Gestern abend ging ich aus, Mein Püppchen ist müde, Der Wolf und die sieben Geißlein, Ein Männlein steht im Walde, Juchhe, ich bin ein Schulkind !



RUNDFUNK-KINDERCHOR BERLIN, Dirigent: Manfred Roost, RUNDFUNK-KINDERCHOR LEIPZIG, Dirigent: Hans Sandig, KINDERCHOR DER MUSIKSCHULE BERLIN-LICHTENBERG, Dirigentin: Karola Marckardt
Laufzeit: 42:44 Min
Best.-Nr.: 6583, € 12,95

Alle Vögel sind schon da
25 Frühlings- und Wanderlieder

Alle Vögel sind schon da, Der Winter ist vergangen, Jetzt fängt das schöne Frühjahr an, Nun will der Lenz uns grüßen, Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, Komm, lieber Mai, und mache Der Mai ist gekommen, Der Frühling hat sich eingestellt, Frühlingszeit, Die Zither lockt, die Geige singt, Es zogen auf sonnigen Wegen, Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald, Der Frühling zündet die Kerzen an, Leise zieht durch mein Gemüt, So sei gegrüßt vieltausendmal, Ich ging durch einen grasgrünen Wald, Dieser Kuckuck, der mich neckt, Kommt in den Wald, Es tönen die Lieder (Kanon-Quodlibet), Das Wandern ist des Müllers Lust, Auf, du junger Wandersmann, Es geht eine helle Flöte, Wenn die bunten Fahnen wehen, Jetzt kommen die lustigen Tage, Nun ade, du mein lieb Heimatland
RUNDFUNK-JUGENDCHOR WERNIGERODE, Dirigent: Friedrich Krell, DRESDNER KREUZCHOR, Dirigent: Martin Flämig, RUNDFUNK-KINDERCHOR BERLIN, Dirigent: Manfred Roost
STUDIOCHOR BERLIN, Dirigent: Rolf Lukowsky
Best.-Nr.: 6481, € 12,95

100 Deutsche Volkslieder, 3-CD-Box

CD 1: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein • Mein Mädel hat einen Rosenmund • Kein Feuer, keine Kohle • Jetzt fängt das schöne Frühjahr an • Es, es, es und es • Ein Jäger aus Kurpfalz • Es blies ein Jäger wohl in sein Horn • u.a.
CD 2: Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen • Heißa Kathreinerle • Hopsa, Schwabenliesel • Wenn alle Brünnlein fließen • Das Lieben bringt groß Freud • Ännchen von Tharau • Im schönsten Wiesengrunde • Wahre Freundschaft • Loreley • u.a. Und in dem Schneegebirge • u.a.
CD 3: O Täler weit o Höhen • Kein schöner Land in dieser Zeit • Am Brunnen vor dem Tore • An der Saale hellem Strande • Ach, wie ist´s möglich dann • Du, du liegst mir am Herzen • Der König von Thule • Es waren zwei Königskinder • Heidenröslein • Freut euch des Lebens • Der Winter ist vergangen • Auf, auf zum fröhlichen Jagen • u.a.



3 CDs

Rundfunk-Jugendchor Wernigerode, Mädchenchor Wernigerode, Studiochor Berlin
Best.-Nr.: 6452, € 24,95



Bekannte Soldatenlieder
15 Titel, Inhalt: Wenn wir marschieren, Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, Ein Heller und ein Batzen, Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein, Ich schieß den Hirsch, Oh du schöner Westerwald, Lore, Lore, u.a.
Gesamtspielzeit: 37 Min
Best.-Nr.: 5753, € 9,95





Bekannte Soldatenlieder
– Folge 2 –
12 Titel, Inhalt: Kehr' ich einst zur Heimat wieder, Wir lagen vor Madagaskar, Ich hatt' einen Kameraden, Der mächtigste König im Luftrevier, u.a.
Gesamtspielzeit: 35 Min
Best.-Nr.: 5754, € 9,95



Bekannte Soldatenlieder
– Folge 3 –
20 Soldatenlieder: Ruck-Zuck!, Die ganze Kompanie, Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, Der Gott, der Eisen wachsen liess, Ich hab mich ergeben, u.a.
Laufzeit: 49 Min
Best.-Nr.: 6078, € 9,95

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst 25/08
Mendelssohnstraße 12 · 04109 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11 · Fax (03 41) 6 04 97 12
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

»Meine gütige, angebetene Caroline!«

Gneisenau war nicht nur seiner Nation ein großer Reformer, sondern auch seiner Frau ein liebender Ehemann

Von Dirk Klose

Im Sommer 1815 stand das Schicksal Europas auf Messers Schneide. Der nach Elba verbannte Napoleon war zurückgekehrt und Frankreich fiel ihm jubelnd zu. Sein Kalkül war, die verbündeten Armeen einzeln niederzuwerfen, bevor sie sich vereinen konnten. Die in Belgien stehenden Preußen besiegte er am 16. Juli, gegen die Engländer kam es zwei Tage später bei Belle-Alliance zur Schlacht. Und Napoleon hätte die Oberhand behalten, wenn nicht ganz unerwartet die geschlagenen Preußen unter Gebhard Leberecht von Blücher aufgetaucht wären und so den Kampf zugunsten der Verbündeten entschieden hätten. Die Idee, sich nicht an den Rhein zurückzuziehen, sondern zu den Engländern zu stoßen, hatte Blüchers Generalstabschef August Neidhardt von Gneisenau. Grollend und bewundernd zugleich hat Napoleon später in St. Helena zugestanden, Gneisenaus intuitive Entscheidung sei einer jener Geistesblitze gewesen, „welche zuweilen ein Genie ausstrahlt".

Gneisenau gehört zu den großen preußischen Heerführern jener Zeit. Er und Gerhard von Scharnhorst waren die treibenden Kräfte im Bemühen, die preußische Armee den Erfordernissen der neuen Zeit anzupassen. Die wichtigsten Punkte waren die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Aufhebung der Prügelstrafe, die Öffnung des Offizierscorps für jeden Befähigten und die Abkehr von der starren friderizianischen Strategie und Taktik. In den Befreiungskriegen hat sich dieses Konzept bewährt.

Was man von Gneisenau, weniger weiß, ist, daß er auch ein überaus charmanter Liebhaber und seit seiner Heirat 1796 ein treuliebender und fürsorglicher Gatte war. Der im wahrsten Sinne des Wortes als Schildbürger, nämlich in Schilda nahe dem sächsischen Torgau geborene Gneisenau hatte sich noch bei Friedrich dem Großen erfolgreich um eine Anstellung in preußische Dienste beworben. Im Jahre 1795 war er „wirklicher Capitain" und Kompaniechef im schlesischen Jauer bei Liegnitz geworden. Der hochgewachsene Mann wirkte zeitgenössischen Quellen zufolge auf seine Umgebung wie ein strahlender Kriegsheld. Sein geselliges Wesen verschaffte ihm viele Freundschaften, so auch zu einer verwitweten Frau von Prittwitz-Gaffron, die aus erster Ehe eine 24jährige Tochter – Caroline Juliane – hatte.

Das „schöne Fräulein von Kottwitz" lebte nach einem Bericht „in tiefer Bekümmernis, in die der Tod ihres ersten Verlobten im Zweikampf sie gebracht hatte". Gneisenau gewann das Herz der jungen Frau durch sein einnehmendes Wesen als auch durch Briefe, die auch heutige Leser noch gefangennehmen können:

„Meine gütige, angebetene Caroline! Sie benutzten jede günstige Gelegenheit, um mich den Umfang meines Glücks immer mehr kennen zu lernen. Empfangen Sie hierfür den Dank eines gerührten Herzens, das Sie als eines jener höheren Wesen betrachtet, deren wohltätige Leitung unsere Schicksale anvertraut sind. Ich liebe Sie mit einer Ehrfurcht, deren ich mich gegen Ihr Geschlecht nie fähig glaubte. Ich umarme Sie, meine verehrte Braut, und harre ungeduldig der Augenblicke, wo ich Ihnen mündlich von der ehrerbietigsten Liebe, die je gewesen ist, erzählen darf."

Im Oktober 1796 heiratete Gneisenau die um zwölf Jahre jüngere Caroline. Sie führten ein geselliges, für Musik und Literatur offenes Haus und lebten in ungetrübtem Eheglück. Als Caroline einmal zu einer Badekur weilte, schrieb er ihr:



August Neidhardt von Gneisenau: Über seine Kinder war er mit den Scharnhorsts, den Grafen Brühl und den Grafen Stauffenberg verwandt. Foto: Archiv

„Geliebtes Weib. Wie meine Sehnsucht nach Dir auf eine unwiderstehliche Art gespannt wird, läßt sich nur fühlen, wenn man in dem Grade liebt als ich, wenn man sein einziges, sein höchstes Glück in den Besitz eines unübertrefflichen Weibes setzen gelernt hat. Noch vier lange Wochen soll ich meine Caroline nicht sehen? Noch so lange ihres süßen Umgangs entbehren? Schenke, meine verehrte Caroline, ein zärtliches Andenken Deinem Dich anbetenden Gatten N.v.G."

Doch dann sind diese friedlichen Jahre vorbei. 1806 kommt es zum Krieg gegen Napoleon, dessen Doppelschlacht von Jena und Auerstedt für Preußen mit einem Desaster endet. Gneisenau wird verwundet und in der folgenden Flucht „von der Saale bis an den Pregel" getrieben. Doch gehört er zu den wenigen Kommandeuren, die sich der kopflosen Flucht des Heeres widersetzen.

Am 11. April 1807 wird er Kommandant der von den Franzosen bereits belagerten Festung Kolberg. Alle anderen großen Festungen Preußens – Erfurt, Spandau, Stettin, Küstrin und Magdeburg – hatten sich schon im Herbst 1806 geradezu schmählich ergeben. Anders Gneisenau in Kolberg; er organisiert zusammen mit dem Bürgermeister der Stadt, Joachim Nettelbeck, den Widerstand und hält über Monate trotz stärkster Verluste stand, eine für Preußen unschätzbare moralische Ermutigung.

In den folgenden Jahren treibt er zusammen mit Scharnhorst die Militärreform voran. Berühmt geworden ist sein Disput mit dem zögerlichen König: Gneisenau plädiert voller Feuer für eine patriotische Mobilisierung der Bevölkerung; der König antwortet: „Als Poesie gut". Daraufhin Gneisenau: „Religion, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet."

Tief deprimiert schreibt er seiner Frau, er werde bald heimkehren und nie wieder von ihr weggehen: „Wozu den süßesten Freuden des Lebens entsagen, um umher zu irren und ein Evangelium zu predigen, das niemand begreift? Frankreich hat gesiegt, nicht durch seine Talente, denn hierin können wir uns wohl mit diesen Galliern messen, aber durch die Schwäche seiner Gegner. Zehn Jahre der erfahrungsreichsten Geschichte haben die Fürsten noch nicht belehren können. Wollen sie durch ihre Schwäche zugrunde gehen, so sei es. Ich will dem Sturm unter einem Schauerdach zuschauen."

Aber dann ist er, als die Befreiungskriege ausbrechen, doch wieder mitten im Geschehen. In Blüchers Armee wird er Generalstabschef. Unmittelbar vor der Völkerschlacht bei Leipzig schreibt er an Caroline: „Ich schreibe Dir am Morgen einer Schlacht, wie sie in der Weltgeschichte kaum gefochten ist. Wir haben den französischen Kaiser ganz umstellt, eine halbe Million Menschen stehen jetzt auf einem engen Raum zusammen, bereit, sich gegenseitig zu vertilgen. Wenn nicht große Fehler begangen werden, so sind wir Sieger. Umarme die Kinder, Gott nehme Euch in seinem Schutz."

Und kurz darauf: „Die große Schlacht ist gewonnen. Gestern kämpften die ungeheuren Massen gegeneinander, ein Schauspiel, wie es seit Tausenden von Jahren nicht gegeben hat. Viel Blut ist geflossen, auf meilenlangen Strekken liegen die Toten und Verstümmelten. Wir drängten die französische Armee in einem engen Raume dicht bei Leipzig zusammen. Nach vielen Stunden Arbeit erstürmten unsere Truppen die Stadt. Ich genieße jetzt die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen."

Aber Gneisenau war ein zu unabhängiger Geist, als daß er im wieder reaktionär werdenden Preußen nach 1815 ganz nach oben hätte kommen können. Er wird Kommandeur der neuen preußischen Rheinlande in Koblenz, bald in den Ruhestand versetzt, dann aber 1830, als in den polnischen Provinzen Aufstände ausbrechen, wieder mit einem Kommando in Posen betraut. Eine Cholera, die von Ost nach West vordringt, trifft am 23. August 1831 den 70jährigen, der er am folgenden Tage erliegt.

Seiner Frau hatte er kurz zuvor angesichts der Juliunruhen in Frankreich geschrieben: „Durch Europa und Amerika weht ein Geist der Revolution und des Republikanismus. Gegen diesen Republikanismus muß man daher ankämpfen durch weise Gesetze, um jedem Ausbruch zuvorzukommen ... Euch Frauen interessieren die Angelegenheiten der Kinderstuben, des Hausstandes, und zwar infolge weiser göttlicher Einrichtung, gewöhnlich mehr als Krieg und Politik, und darum wundertest Du Dich in den ersten Jahren unserer Ehe darüber, wenn ich mich mit Bonapartes erstem Krieg in Italien eifrig beschäftigte. Ich habe daraus viel gelernt, was mir hinterher Nutzen brachte. Bonaparte war mein Lehrer in Krieg und Politik."

Er schuf Königsbergs Puttenbrunnen

Von dem vor 65 Jahren verstorbenen preußischen Künstler Stanislaus Cauer finden sich auch heute noch Spuren in der Pregelmetropole

Von Jurij Tschernyschew

Dieser Tage erinnert sich die Königsberger Intelligenz an den berühmten Bildhauer Stanislaus Cauer, der vor 65 Jahren verstarb. Stanislaus Cauer kam 1867 in Bad Kreuznach zur Welt. Cauer reiste sehr viel und lebte lange Zeit in Königsberg. 1907 wurde dem Bildhauer von Ludwig Dettmann, dem Direktor der Königsberger Akademie, eine Stelle als Professor und Leiter der Skulpturenklasse angeboten. So blieb Cauer bis zum Ende seines Lebens in Königsberg.

> Er entstammte einer rheinischen Künstlerfamilie

Cauer wurde zu einer Institution im künstlerischen Leben Königsbergs. 1934 wurde er für seine Verdienste mit der Goldenen Medaille der Stadt Königsberg ausgezeichnet. Die zweite Medaille erhielt er acht Jahre später. Dank seiner Schaffensfreude schmücken Königsberg viele seine Kunstwerke. Einige davon existieren noch immer, obwohl sich nur das Schiller-Denkmal, das in der Innenstadt neben dem Schauspielhaus steht, in einem guten Zustand befindet.

Die älteren Bewohner der Stadt erinnern sich an eine Geschichte über das Denkmal. Man weiß nicht, ob sie stimmt oder nicht, aber folgendes erzählt man sich: Damit das Schillerdenkmal im April 1945 nicht zerstört wurde, hat man Schiller ein Schild um den Hals gehängt, auf dem stand: „Bitte nicht schießen, ich bin einer von euch." Man sagt, daß das Denkmal nur deswegen noch steht.

Andere Werke Cauers hatten weniger Glück. Viele seiner Flachreliefs und Skulpturen wurden nach dem Krieg als feindliche Kunstwerke vernichtet, wie auch ein Flachrelief des Künstlers Corinth. Ein anderes Kunstwerk, die Marmorstatue „Nach dem Bade", stand lange Zeit im Park neben dem Malerhaus, in der Nähe der Königin-Luisen-Kirche, in der sich jetzt ein Puppentheater befindet. Seit kurzem steht die Skulptur in der Kunstgalerie, damit sie erhalten bleibt. Dort befindet sich auch ein Hochrelief mit der Bezeichnung „Genius". Ein weiteres Flachrelief „Eine Nymphe mit Kranz und Füllhorn" schmückt den Giebel der ehemaligen Königsberger Kunstakademie, wo sich jetzt eine Schule befindet. In diesem Gebäude hat Stanislaus Cauer gelehrt.

Es ist noch ein Werk Cauers, vielleicht sein berühmtestes, erhalten geblieben, der Puttenbrunnen. Auf der Brunnenausstellung in Posen im Jahre 1912 gewann dieser Puttenbrunnen den ersten Platz. Die Bewohner der Stadt Posen wollten diesen Brunnen kaufen, aber der Künstler schenkte ihn der Stadt Königsberg. Der Name „Putte" kommt aus dem Italienischen und bedeutet „Säuglinge". In diesem Jahr wird der Brunnen übrigens 100 Jahre alt.

Es ist bekannt, daß Cauer 1908 den Brunnen fertiggestellt hat, und bald fand er seinen Platz unweit des Königsschlosses. Später entschied die Stadtregierung jedoch, den Brunnen im Hof der medizinischen Fakultät der „Albertina" aufzustellen, wo sich jetzt das Hafenkrankenhaus befindet. Nach 1945 hat sich keiner mehr für den Brunnen interessiert und er begann langsam zu zerbröckeln. Im Moment befindet sich der Brunnen in einem sehr traurigem Zustand. Der Brunnen hat durch die Zerstörungswut Trunksüchtiger, die sich am Brunnen zu ihren Trinkgelagen treffen, einige Teile verloren. Unzählige leere Flaschen, die die Straßenfeger jeden Morgen einsammeln müssen, zeugen davon.

> Königsberg bekam geschenkt, was Posen kaufen wollte

Der Puttenbrunnen ist eine Skulptur, die für Königsberg Bedeutung hat. Die Administration der Stadt kann sich jedoch nicht um den Brunnen kümmern, weil er nicht auf städtischem Territorium steht, sondern auf dem des Hafenkrankenhauses. Deswegen müßte das Hafenkrankenhaus den Brunnen entweder mit dem Grundstück an die Stadt übergeben oder mit der Stadt einen Nutzungsvertrag abschließen. Die Krankenhausverwaltung hatte ihrerseits geplant, den Brunnen am Haupteingang des Krankenhauses aufzustellen, kam jedoch schnell wieder davon ab, weil der Brunnen aus Sandstein gefertigt ist und leicht zerbröckeln könnte.

Cauer starb im Jahre 1943 und fand seine letzte Ruhestätte bei der Juditter Kirche. Sein Grab ist bedauerlicherweise nicht erhalten, aber die Bewohner der Stadt werden sich immer an diesen Bildhauer erinnern.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 25 – 21. Juni 2008

MELDUNGEN

Nachfolger für Osterwald

Königsberg – Der hessische Pfarrer Jochen Löber wird evangelisch-lutherischer Propst im nördlichen Ostpreußen. Der 44jährige ist seit 1999 Gemeindepfarrer in Bad Orb bei Hanau. Am 1. September wird er die Nachfolge von Heye Osterwald (49) antreten, der nach sechs Jahren Auslandstätigkeit in die Nordelbische Kirche zurückkehrt. Löbers zukünftige Propstei hat knapp 3000 Gemeindemitglieder, die sich in den Hauptorten Königsberg, Heinrichswalde, Gilge, Labiau, Cranz, Pörkschen, Paterswalde, Gumbinnen und Insterburg sowie in „Filialorten“ treffen. Die von Rußlanddeutschen gegründeten Gemeinden sind heute überwiegend russischsprachig. Nur in der Königsberger Auferstehungskirche und in Gumbinnen finden noch zweisprachige Gottesdienste statt. Für die geistliche Versorgung der insgesamt 45 Gemeinden sind acht russische Theologen, darunter zwei Pastorinnen zuständig. Die Propstei gehört zur Evangelisch-Lutherischen Kirche Europäisches Rußland (ELKER), der größten Teilkirche der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland, der Ukraine, Kasachstan und Mittelasien (ELKRAS). Geistlicher Leiter ist Erzbischof Edmund Ratz (St. Petersburg). Im 1945 von der Roten Armee besetzten Königsberger Gebiet, das heute zur Russischen Föderation gehört, leben rund 950 000 Menschen, darunter etwa 8000 Deutschstämmige.

Aufforderung zum Rücktritt

Allenstein – Die Stadtverordneten der Woiwodschaftshauptstadt haben ihrem inhaftierten Stadtpräsidenten Jerzy Malkowski einen Brief geschrieben, in dem sie an ihn appellieren, freiwillig auf sein Amt zu verzichten. In dem Schreiben begründen die Verordneten ihren Appell wie folgt: „In den letzten Wochen sind sehr wichtige Gegebenheiten auf Sie zugekommen, die zu einer Strafanzeige führen können, und es sind auf Grund von Untersuchungen weitere Handlungen zutage getreten, die einer Entscheidung bedürfen. Vielleicht nehmen Sie diese Fakten nicht an und warten auf eine gerichtliche Aufklärung. Das bedeutet aber, daß Allenstein, bei aller Liebe, die Ihnen entgegengebracht wurde, einer Scham und einem Spott ausgesetzt wird und es zu einem Symbol pathologischer Demokratie wird.“ Der Stadtpräsident von Allenstein befindet sich seit April in Untersuchungshaft in Bialystok. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm ein Sexualdelikt und Gewaltanwendung gegen eine schwangeren Beamtin vor. Zur gleichen Zeit wirft ihm die Staatsanwaltschaft von Lomza Unregelmäßigkeiten beim Verkauf städtischer Grundstücke und in der Steuerverwaltung vor. Untersucht werden auch seine Entscheidungen in der Verwaltung des städtischen Vermögens. Eine Reaktion des Adressaten auf den Brief ist noch nicht bekannt.

Wenn nicht wir – wer dann sonst?

Der Ostpreuße Horst Potz spricht in Schulen über Flucht und Vertreibung

Von Ruth Geede

In einigen Tagen ist es wieder so weit. Da wird er vor drei Klassen eines Gymnasiums in Hannover stehen, die örtliche Presse wird da sein und sogar der NDR. Nein, es ist kein professioneller Sprecher, kein Wissenschaftler, kein prominenter Redner aus Politik oder Publizistik: Da steht ein freundlicher älterer Herr, geschätzte 70, mit Brille und weißem Haar, er steht einfach da, ohne Manuskript, ohne Mikrofon, ohne elektronische Hilfsmittel – und beginnt zu erzählen. Und es ist still in der Aula, in der über 100 Schülerinnen und Schüler sitzen, 15/16jährige, eine ungewohnte Stille für diese Altersgruppe. Ungewohnt in diesem schulischen Rahmen auch das Thema „Flucht, Vertreibung, Eingliederung“, das der Vortragende aus eigenem Erleben auffächert. Der ehemalige Bauernjunge aus Ostpreußen zieht sein junges Auditorium vor allem deshalb in den Bann, weil er so alt war wie sie, als er im Januar 1945 den Familientreck führen mußte: Horst Potz, damals 15, aus Popelken / Markthausen im Kreis Labiau, Ostpreußen.

„Es war lange Zeit nicht opportun, auf die deutschen Leiden nach dem Zweiten Weltkrieg hinzuweisen“, bestätigte ein Geschichtslehrer nach dem Vortrag von Horst Potz an einem niedersächsischen Gymnasium. Dieses Schweigen an den Schulen war auch der Grund, warum sich der heute in Hannover lebende Ostpreuße vor fünf Jahren entschloß, einen Weg zu suchen, um junge Menschen für dieses leidvolle Kapitel deutscher Kriegs- und Nachkriegsgeschichte zu sensibilisieren und ihnen die damaligen Geschehnisse als Zeitzeuge so authentisch wie möglich darzulegen. Es waren nicht gerade offene Türen, die Herr Potz nur einzurennen brauchte, aber er fand immerhin in dem Dezernenten für Schulfragen im Niedersächsischen Kultusministerium einen bereiten Ansprechpartner, der ihm die Verbindung zu fünf interessierten Gymnasiallehrern vermittelte. Die Sache nahm ihren Lauf.



Horst Potz in seinem Element: Der Ostpreuße schildert Gymnasiasten Flucht und Vertreibung. Foto: Schütz

Bereits die ersten Vorträge konnte Horst Potz als Erfolg verbuchen. Sein Konzept, anhand seines eigenen Lebenslaufes das Zeitgeschehen nicht nur chronologisch richtig einzuordnen, sondern es auch mit menschlichen Schicksalen zu belegen, kam bei den jungen Zuhörern gut an. Mehr noch: Viele Schülerinnen und Schüler waren geradezu fasziniert von der Art des Vortrages, weil hier kein trockenes Schulbuchwissen vermittelt wurde, sondern ein Zeitzeuge die – auf einmal gar nicht mehr so ferne – Vergangenheit wieder lebendig werden ließ. Hatte sich seine junge Zuhörerschaft bei der Einführung in die Historie Ostpreußens, die ja als Grundlage für das Geschehene unerläßlich war, noch nicht sehr interessiert gezeigt, wuchs die Aufmerksamkeit von Minute zu Minute, als Horst Potz seine eigene Geschichte einbrachte.

Er wurde als drittes von sieben Kindern des Ehepaares Potz am 13. Juni 1929 in Melawischken, (später Liebenort), einem kleinen Ort im Kirchspiel Popelken, geboren und wuchs in der Geborgenheit einer ostpreußischen Großfamilie auf. Ein Junge, der wie alle Landkinder, schon früh mit Tieren umzugehen verstand, was ihm zugute kam, als im Januar 1945 die große Flucht begann. Der Vater und der große Bruder standen an der Front, der Großvater war schwer krank, so mußte der 15jährige Horst einen Leiterwagen überdachen, beladen und so einrichten, daß die Mutter mit ihren fünf anderen Kindern, den Großeltern und einer Tante mit ihren zwei Kindern auf ihm Platz hatte. Da die Pferde des Hofes bis auf ein älteres von der Wehrmacht requiriert worden waren, wurde der schwere Treckwagen nur von diesem gezogen – gelenkt von dem 15jährigen, der sich verantwortlich für die ganze Familie fühlte. Jeder geflüchtete Ostpreuße weiß, was es bedeutete, bei minus 20 Grad und eisigem Ostwind in das Ungewisse zu ziehen – die jungen Zuhörer in der Schulaula nicht. Hier setzte Fassungslosigkeit ein, wenn der weißhaarige Mann berichtete. wie er als Junge mit seiner Familie durch das schneeverwehte Land zur samländischen Küste treckte, von der Roten Armee eingekesselt wurde, wieder frei kam, dann von Pillau mit einem Kohlenfrachter nach Danzig gebracht wurde, weiter eingepfercht in einem Güterwagen Diepenow erreichte, wo der Großvater starb. Bis sie dann sehr viel später im niedersächsischen Arpke eine neue Heimstatt fanden. In diese – seine – Geschichte ließ Horst Potz auch die von Schicksalsgefährten einfließen, die in ihrer Tragik den Schülerinnen und Schülern kaum glaubhaft erschienen. Wie die von seinem gleichaltrigen Freund Siegfried

Fortsetzung auf Seite 16

Flottenmodernisierung in Memel

Litauens Kriegsmarine erhält von Dänemark neues Raketenboot der »Standard Flex 300«-Klasse

Von Hans Lody

Im ostpreußischen Memel, seit der Unabhängigkeit Litauens Hauptstützpunkt der litauischen Marine, bereitet man sich auf die Ankunft neuer Kriegsschiffe für die litauische Marine vor. Von den drei baltischen Staaten unterhält Litauen die zahlenmäßig stärksten Seestreitkräfte. Bisher waren es von der Sowjetmacht zurückgelassene Einheiten und ältere Kriegsschiffe aus Dänemark, Norwegen und der Bundesrepublik Deutschland, welche die Marinen von Estland, Lettland und Litauen bildeten. Geld für teurere Neubauten ist in keiner der drei Republiken vorhanden. Nunmehr erhält die litauische Marine trotzdem neuzeitiges Schiffsmaterial.

Von 1988 bis 1996 entstanden auf der Danyard Vaerft Aalborg 14 Raketenboote des „Standard Flex 300“-Typs, auch als „Flyvefisken“-Klasse bekannt. Die 450 Tonnen großen Boote sind in wenigen Stunden zu Minensuchern, Minenlegern oder Wachbooten umzurüsten, weil die entsprechenden Waffen als Module vorgehalten werden und rasch ausbeziehungsweise eingebaut werden können. Zum Waffenarsenal gehören eine 76- und zwei 20-Millimeter-Maschinenkanonen, Maschinengewehre, „Harpoon“-Seezielraketen, „Sea Sparrow“-Flugabwehrraketen, Torpedos und – für die Rolle als Minenleger – 60 Seeminen.

Dieses Jahr wurden beziehungsweise werden die „Flyvefisken“ und die „Hajen“ übergeben. Eine dritte Einheit folgt möglicherweise kommendes Jahr mit der „Lommen“. Bereits am 13. Mai 2008 waren 19 litauische Marinesoldaten zur Übernahme der „Flyvefisken“ in Korsör eingetroffen, wo die bisherigen Besatzungsmitglieder die Neuankömmlinge einwiesen. Am 30. Mai fand dann in Korsör eine feierliche Zeremonie statt. Am 1. Juni traf das nun namenlose Boot mit der neuen Serienummer „P 11“ in Memel ein. Die „Hajen“ soll noch in diesem Herbst folgen. Ob die litauische Marine die Option auf das Schwesterboot „Lommen“ ausübt, ist gegenwärtig noch unklar. Da die litauische Marine aber noch drei ehemals norwegische Raketenboote aus den 70er Jahren unterhält, die dringend ersetzt werden müssen, spricht einiges dafür, daß die „Lommen“ 2009 ihren Schwesterbooten nach Memel folgen wird.

Was die Namensgebung angeht, scheint eine Entscheidung gefallen zu sein. Einsatzmäßig ersetzen „Flyvefisken“ und „Hajen“ die beiden „Grisha“-Korvetten aus sowjetischen Beständen, die bislang unter den Namen „Zemaitis“ und „Aukstaitis“ führen. Diese Namen sollen auf die beiden Neuerwerbungen übergehen.

Mit dem Erwerb dieser „Standart Flex 300“-Boote ist Litauen zukünftig in der Lage, im Nato-Verbund an internationalen Einsätzen teilnehmen.

Wenn nicht wir – wer dann sonst?

Fortsetzung von Seite 15

Wichmann aus seinem Heimatdorf, der ebenfalls einen Treck führte, dann aber von den Russen überrollt wurde und mit seiner Familie jahrelang Furchtbares erleben mußte. Zwei Schicksale von zwölf Millionen ...

Kein Wunder, daß die Resonanz bei Schülern wie bei Lehrern groß war. Das zeigte sich in den Briefen von Schülern der Gaußschule in Braunschweig, die Herr Potz erhielt. „Wir fanden an dem Vortrag gut, daß er von einem Zeitzeugen so genau und mitreißend erzählt wurde. Mir wurde klar, wie hart es damals für die Jugendlichen unseres Alters war und daß man nicht einfach irgendwohin gehen konnte.“ – „Vorher wußte ich nicht, daß die Deutschen gejagt und getötet wurden.“ – „Es war ein interessanter Vortrag, weil Ihre Erlebnisse so ganz anders waren, als im Schulbuch beschrieben. Danke, daß Sie sich getraut haben, uns Ihre Erfahrungen zu offenbaren.“ – „Ihr Vortrag war besser als zum Beispiel eine Dokumentation im Fernsehen, da durch die Sichtweise eines Zeitzeugen die Dinge deutlich erkennbar und somit einprägsamer wurden.“

Fernsehen! Diese Briefe wurden geschrieben, ehe die großen Fernsehfilme und -dokumentationen zum Thema „Flucht und Vertreibung“ Millionen Menschen dazu zwangen, sich endlich mit diesem Kapitel der deutschen Geschichte auseinanderzusetzen. Natürlich gab das auch der selbst gewählten Aufgabe von Horst Potz einen Schub. Es benötigte nicht des Rates der Schüler, die besonders von seiner Art der Aufbereitung dieses Themas begeistert waren und ihm rieten: „Wir würden uns sehr darüber freuen, wenn Sie weiterhin an Schulen solch einen Vortrag halten würden, da unserer Meinung nach etwas Derartiges in dem Leben eines Schülers und auch Lehrers nicht fehlen darf.“ Herr Potz fand nun, wenn er bei den Schulen vorstellig wurde, endlich ein offenes Ohr. Die Lehrer zeigten sich bereit, seinen Vortrag besonders bei Projektwochen in den Lehrplan einzugliedern. Das fand auch in den Medien seinen Niederschlag. So schrieb eine niedersächsische Lokalzeitung, als Horst Potz vor kurzem im Hölty-Gymnasium in Wunstorf gesprochen hatte: „Die Zeit ist reif: Die erlebte Geschichte als Mahnung begreifen!“

Diese Mahnung zum Frieden ist es, die er aufgrund seiner, unserer Geschichte den jungen Zuhörern vermitteln will. Ohne Zeigefinger, ohne Klage, ohne Haß, allein durch die aus der Erinnerung geholten Erlebnisse des 15jährigen und seiner damaligen Schicksalsgefährten, die so viel eindringlicher auf die Schüler wirken als am Schreibtisch entstandene Referate und Drehbücher. Nachdenklich werden vor allem jene jungen Teilnehmer, die ihre eigene Familiengeschichte tangiert sehen. Großeltern, Eltern und andere Verwandte haben ähnliches erlebt wie Horst Potz. So sagte der 17jährige Sven nach dem Vortrag: „Mein Opa kommt aus der Nähe von Königsberg und ist nach dem Krieg geflüchtet. Viel spricht er darüber nicht. Der Vortrag heute war stellvertretend für seine Erlebnisse.“ Und ein 19jähriger aus Lehrte: „Meine Oma ist auch in dieser Zeit geflüchtet. Sie spricht nicht viel darüber, und ich lasse sie damit auch in Ruhe. Das müssen schlimme Dinge sein, die sie erlebt hat.“ Das wird dem Enkel erst jetzt bewußt. Durch den Vortrag von Horst Potz, der nicht schweigt, der nicht blockiert ist wie viele seiner Generation. Der im Alter, nachdem er sein Reiseunternehmen dem Sohn übergeben hat, sich eine neue Aufgabe suchte, zu der er sich verpflichtet fühlte. „Wenn wir nicht als letzte Zeitzeugen vermitteln, wie es wirklich war – wer denn sonst?“ Dafür zollte ihm ein Lehrer ehrliche Anerkennung: „Es ist lobenswert, daß Sie trotz der vielen Emotionen und Gefühle, die mit der Flucht und den damit verbundenen Erinnerungen zusammenhängen, den Mut aufgebracht haben, ihre Erfahrungen und Erlebnisse an die nächsten Generationen weiterzugeben.“

Gehörte wirklich Mut dazu? Man kann es auch umgekehrt sehen: Die so positive Reaktion bei vielen Zuhörern aus der Enkelgeneration macht Mut, auf diesem Weg weiterzugehen. Nicht nur als Mittler und Vermittler des Erlebten im Wort, sondern auch in der Tat. Denn für Horst Potz ist „Versöhnung“ kein leeres Wort. Dafür steht seine Tätigkeit im Rahmen des von ihm mit gegründeten „Freundeskreises Popelken“. Seine beruflichen Reisen, die in die Heimat führten, waren für ihn auch eine „Heimkehr auf Zeit“, und sind es auf privater Ebene noch immer. Aus seinem neuen Lebensraum Niedersachsen, der ihm Heimstatt, Arbeit und Brot gab – seine Integration nimmt er als Beispiel für den Komplex „Eingliederung“ in seinem Vortrag –, hilft er mit, das Leben in seiner heute zur Russischen Föderation gehörenden Geburtsheimat Popelken erträglicher zu machen. Der Freundeskreis unterstützt nicht nur finanziell die sozialen Einrichtungen des aufbaubedürftigen Dorfes am Großen Moosbruch, sondern hilft auch mit, die Tätigkeiten der heutigen Bewohner zu aktivieren. So wurden bereits eine Tischlerei und Werkstatt gegründet und Saatgut für die Agrar-Gemeinschaft gespendet, Häuser neu gestrichen und renoviert. Auch davon berichtet Horst Potz seinen jungen Zuhörern, denen solche Aktivitäten, wie sie von vielen Vertriebenen für ihre Heimat geleistet werden, vollkommen unbekannt sind.



Horst Potz und die Autorin dieses Beitrags: Kamen im Ostheim in Bad Pyrmont miteinander ins Gespräch. Foto:privat

Das ist eine gute Brücke, die über die Generationen einen weiten Bogen spannt und für viele erst jetzt begehbar geworden ist. Das bestätigt ein Lokalreporter nach dem Vortrag von Horst Potz: „Fakt ist, daß Menschen über ihr unsägliches Leid und Elend während ihrer Flucht und Vertreibung, aber teilweise auch danach, nicht berichten konnten, ohne in die rechte Ecke gedrängt und als Revanchist abgestempelt zu werden. Das ist jetzt endlich vorbei.“ Hoffen wir es. Daß ein Nachholbedarf da ist, bestätigte mir die Schriftstellerin Elisabeth Krahn, die einem Vortrag von Herrn Potz in einem Gymnasium in der Lüneburger Heide beiwohnte: „Während des 90minütigen Vortrages war es total still in der Aula. Erstaunen darüber, daß Ostpreußen so alt ist und daß es bis 1945 deutsch war!“ Jedenfalls wird Horst Potz weiter zur authentischen Aufarbeitung dieses Themas beitragen, wie der eingangs erwähnte Termin in der Leibniz-Schule Hannover beweist. Vor über 2000 Schülerinnen und Schülern hat er bereits gesprochen, auch vor Auszubildenden in der Altenpflege, hier ein besonders wichtiges Thema, weil die zukünftigen Betreuer dadurch mehr Verständnis für jene Menschen bekommen, die noch immer unter den Folgen von Krieg und Vertreibung leiden. 14 Schulen in Niedersachsen boten Horst Potz bisher ein Forum für seine Erlebnisberichte. Es ist zu hoffen, daß sich über die Landesgrenzen hinaus auch weitere Lehranstalten melden. Sicher werden dazu die Landesfrauenleiterinnen der Landsmannschaft Ostpreußen beitragen, die anläßlich ihrer Tagung an meinem Gespräch, das ich mit Herrn Potz im Ostheim in Bad Pyrmont führte, teilnahmen und in die anschließende Diskussion auch ihre eigenen Erfahrungen einbrachten. Für unser nächstes Seminar „Die Ostpreußische Familie“ vom 27. bis 30. November im Ostheim, hat Herr Potz schon seine Teilnahme zugesagt. Dann wird er noch mehr über die Reaktionen seiner jungen Zuhörer berichten können. Wir freuen uns schon darauf.



Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,
es sind doch oft die kleinen Dinge, die uns erfreuen. Ein netter Gruß, ein herzliches Dankeschön, ein paar anerkennende Worte, eine liebevolle Erinnerung, mit wenigen Worten geschildert – und schon flutscht alles viel besser. Sie werden oft auch in unserer Ostpreußischen Familie auf die lange Bank geschoben, weil die großen Suchfragen vordringlicher sind. „Bunte Nuschtkes“ pflege ich sie zu nennen, weil das so heimatlich klingt, aber sie sind mehr als das. Sie sind Puzzelteilchen in dem bunten Mosaik unseres Heimatbildes, in dem etwas fehlen würde, wenn es sie nicht gäbe.

Da ist ein Brief von Frau **Inke Marie Schmit**t aus „dem tiefsten Oberbayern“. Das Hofgut Heigenkam liegt nur sieben Kilometer vom Nordende des Tegernsees entfernt. Und dort steht sie, die ostpreußische Eiche aus Warpuhnen, 1960 gepflanzt, heute ein stattlicher Baum. Wann und wie sie dort Wurzeln schlug, lassen wir die Bayerin selbst erzählen: „Unser Vater lag zu Beginn des Jahres 1950 im Sterben. Mutti brauchte dringend einen tüchtigen Verwalter für unsern Hof. Auf eine Anzeige meldete sich **Herbert Liebelt** aus Warpuhnen. „Onkel Herbert“, wie wir ihn später nannten, blieb und fühlte sich bald heimisch, stammten seine Vorfahren doch von den Salzburger Exilanten ab. Der Kreis schloß sich: Nun war der Ostpreuße aus seiner Heimat und von seinem Hof vertrieben und kam wieder zurück in die Nähe des Salzburger Landes. Ein Jahr später heiratete er unsere Mutter, eine Meklenburgerin aus Grabow. Wie die auf den bayerischen Hof kam, ist eine Geschichte für sich. Herbert Liebelt übernahm den Hof und wurde meiner Schwester und mir ein geliebter Stiefvater. Hier war er hochgeachtet, die einheimischen Bauern akzeptierten den tüchtigen Landwirt als Ihresgleichen. Seine ostpreußische Heimat hat er nie wiedergesehen. Aber sein Schwager, der immer wieder heim fuhr, brachte ihm einmal den Eichenschößling aus dem Liebeltschen Wald in Warpuhnen mit.“ Und dieser Trieb wuchs an, wurde zum großen Baum, knorrig wie der alte Ostpreuße, der 2002 hochbetagt im Alter von 96 Jahren starb. Die letzten fünf Jahre war er krank. „Wir haben ihn zu Hause gepflegt und konnten ihm so die Liebe vergelten, die er uns 52 Jahre lang gegeben hat“, beendet Frau Schmitt ihren Brief. Sie und ihre Schwester sind zweimal in Ostpreußen gewesen und fühlen sich auch als Bayerinnen unserem Land verbunden. Was schon beweist, daß in ihrem Haus das Ostpreußenblatt gelesen wird – seit 58 Jahren! Dafür und überhaupt ein herzliches Dankeschön, liebe Schwestern Schmitt aus Warngau. Die Ostpreußen sind „aus zähestem deutschen Holz geschnitzt“ – das könnte auch auf den Landwirt aus Warpuhnen zutreffen, nicht nur im Hinblick auf die Eiche aus dem Wald seiner Väter.

Aber ich finde diese Worte in einem Zeitungsausschnitt aus dem Jahr 1928, und sie bezeichnen eine Frau, die sich als „**Hanneken**“ in die deutsche Literatur eingeschrieben hat: Die Dichterin **Johanna Wolff** aus Tilsit. Anläßlich ihres 70. Geburtstages schrieb ihr der Literaturkritiker **Albert Sexauer** eine Laudatio, die in einer Karlsruher Zeitung erschien. Unsere Leserin **Ingrid Gerlach** fand die vergilbten Ausschnitte in einer Erstausgabe von „Hannekens große Fahrt“ und meinte, sie seien bei uns gut aufgehoben. Vielen Dank, liebe Frau Gerlach, beide Beiträge bereichern unser Archiv, denn sie bieten eine detaillierte Übersicht über das Leben und Schaffen der Dichterin. Schon damals galt Johanna Wolff als zu Unrecht vergessene deutsche Dichterin – das wollte vor allem Sexauer mit seinem Beitrag ändern. Wertvoll sind für uns die biographischen Angaben über Johanna Wolff, ihr „Hanneken“ wird als „echtes deutsches Volksbuch“ bezeichnet – für manche älteren Leserinnen ist es noch immer ihr Lieblingsbuch. Die Lobpreisungen des Verfassers mögen der damals 70jährigen gut getan haben, aber ob sie, die zu einer der frühen Vertreterinnen der ostdeutschen Frauendichtung zählt, sich selber als „tapferes, warmes Ostpreußenmädel“ gesehen hat, ist doch zu bezweifeln.

Diese für unsere Heimat nicht gerade typische Bezeichnung für ein junges feminines Wesen fand ich auch in dem Schreiben von Herrn **Martin Koschwitz** aus Flensburg, in dem es um ein Gedicht geht, das den Titel „Ostpreußenmädel“ trägt. Nie gehört, denn allgemein wird die junge ostpreußische Weiblichkeit in heimatlichen Poemen als „Marjell“ oder liebevoll „Marjellchen“ besungen, schließlich gibt es diese Spezies nur bei uns und sonst nirgendwo. Aber Ostpreußenmädel? Nun, das Poem hat seine Geschichte, und sie führt in die Nachkriegszeit. Damals war eine junge Ostpreußin in einer Flensburger Wäscherei tätig, **Gerda Hermenau** aus Praddau. Sie war mit der Köchin des Gutes geflohen, auf dem sie als Hauswirtschaftslehrling tätig war, hatte über See und Land schließlich Flensburg erreicht, wo ihre Schwester wartete. Die anderen Angehörigen der Familie hatten ein schweres Schicksal zu erleiden, sie blieben im Osten, starben dort, Großvater wie Enkelkind, nur die Mutter und ihre Schwiegertochter kamen erst Anfang der 50er Jahre in den Westen. Gerda Hermann fand 1947 ihren Lebensgefährten – keinen Ostpreußen „aber diesem liebenswerten Land und seinen liebenswerten Bewohnern verbunden“, wie Martin Koschwitz schreibt. Als sie heirateten, schenkten die Kolleginnen in der Wäscherei der jungen Frau als Abschiedsgedicht dieses Poem, das Herr Koschwitz nach dem Tod seiner im vergangenen Jahr verstorbenen Frau noch immer bewahrt. Nun fragt er, ob es allgemein bekannt ist und wenn, wer es verfaßt hätte. Gerda Koschwitz hatte immer behauptet, daß eine damalige Kollegin nur für sie dieses Gedicht geschrieben hätte, und das dürfte auch stimmen, denn es ist paßgenau auf die Empfängerin zugeschnitten und in sehr persönlichem Ton gehalten. Fünf Vierzeilen, deren Quintessenz immer „Ostpreußenmädel“ lautet. Während der Anfang noch allgemein gehalten ist: „Wie die Sonne auf reifende Felder lacht, tief wie der heimischen Wälder Nacht, klar wie der Bernstein am Meeresstrand, wie die Birke schlank im Heimatland: Ostpreußenmädel“, so wird im weiteren Verlauf die so Bezeichnete direkt angesprochen: „Stolz bist du, aufrecht und unverzagt, hast keinem Menschen dein Leid geklagt, dein Leben meisternd mit fester Hand...“ Und der letzte Vers, in dem gewünscht wird, daß ihr die Sonne neu im Heimatland leuchten möge, endet dann mit „Mein Ostpreußenmädel“, womit wohl auf den Ehemann Bezug genommen wird. Dieser möchte nun wissen, ob das Gedicht wirklich seiner Frau gewidmet ist und von welcher Kollegin – vielleicht auch von mehreren – es verfaßt wurde. Er besitzt zwar noch das Original mit den Unterschriften der ehemaligen Mitarbeiterinnen, aber diese sind schwer lesbar. Vielleicht genügen ja auch diese Zeilen, eine der Frauen zu finden, die damals in der Flensburger Wäscherei gearbeitet haben, oder sogar die Verfasserin selber. Herr Koschwitz hofft, daß er klärende Zuschriften bekommt. (Martin Koschwitz, Twedter Markt 93, 24944 Flensburg).

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 98. GEBURTSTAG

Albrecht, Curt, aus Jorksdorf, Kreis Labiau, jetzt Berliner Straße 77, 58511 Lüdenscheid, am 26. Juni

ZUM 97. GEBURTSTAG

Steckel, Charlotte, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt An der Jahnhöhe 4, 97084 Würzburg, am 26. Juni

ZUM 96. GEBURTSTAG

Rettkowski, Marta, aus Kleinruten, Kreis Ortelsburg, jetzt Breite Straße 67, 32130 Enger, am 24. Juni

Rossmeier, Erika, geb. **Stamm**, aus Aulenbach, Kreis Insterburg, jetzt Ripdorfer Straße 23, 29525 Uelzen, am 29. Juni

ZUM 95. GEBURTSTAG

Cöllner, Erwin, aus Allenburg, Kreis Wehlau, jetzt Haidlandsring 22, 22175 Hamburg, am 24. Juni

Mirbach, Gerhard, aus Lyck, jetzt Roonstraße 5, 50996 Köln, am 23. Juni

Wiechmann, Margarete, geb. **Jordan**, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schmilauer Straße 130, 23909 Ratzeburg, am 23. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG

Augustin, Emma, geb. **Fröhlich**, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Maurenstraße 16, 78354 Sipplingen, am 28. Juni

Bade, Johanna, geb. **Ollech**, aus Rummau-Ost, Kreis Ortelsburg, jetzt Berliner Straße 9, 45966 Gladbeck, am 24. Juni

Olschewski, Luise, geb. **Lischewski**, aus Weidicken, Kreis Lötzen, jetzt Sandgruben 16, 97084 Meidingsfeld, am 24. Juni

Schulz, Adalbert, aus Leegen, Kreis Ebenrode, jetzt Scheideweg 5, 23896 Nusse, am 26. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG

Draab, Herrmann, aus Pobethen, Kreis Samland, jetzt Am Hopfenberg 4, 31195 Lamspringe, am 25. Juni

Kugies, Johannes, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Ürdinger Straße 57, 40474 Düsseldorf, am 24. Juni

Lundt, Ursula, geb. **Scharffetter**, aus Königsberg, jetzt Augustinum 1061, 23879 Mölln, am 23. Juni

Rohde, Karl, aus Wehlau, jetzt Blumenthalstraße 15, 39756 Stendal, am 23. Juni

Rupietta, Berta, geb. **Schiminowski**, aus Kyschienen, Kreis Neidenburg, jetzt 906 College Ave., Redwing MN, Fairview Leminary 55066, am 28. Juni

ZUM 92. GEBURTSTAG

Krohn, Ulrich, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Hettenholter Weg 37, 32602 Vlotho, am 23. Juni

Pauli, Ella, geb. **Birkhan**, aus Schenkenhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Stiegen Weg 6, 44369 Dortmund, am 25. Juni

ZUM 91. GEBURTSTAG

Frieg, Erna, geb. **Waaga**, aus Wildwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Johanniterheim Velbert e. V., Cranachstraße 58, 42549 Velbert, am 26. Juni

Gosdek, Martha, geb. **Borowski**, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Weyerweg 6 B, 41812 Erkelenz, am 29. Juni

Ihle, Maria-Charlotte, geb. **Helmcke**, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Am Geiersberg 10, 76646 Bruchsal, am 29. Juni

Kischkat, Johannes, aus Königsberg, jetzt Plumpstraße 5, 23701 Eutin, am 23. Juni

Tippler, Auguste, geb. **Ruttkowski**, aus Petzkau, Kreis Lyck, jetzt Wienoldweg 2, 44267 Dortmund, am 29. Juni

Wenning, Betty, geb. **Mitzkat**, aus Georgenheide, Kreis Elchniederung, jetzt Himbeersteig 2, 14129 Berlin, am 24. Juni

ZUM 90. GEBURTSTAG

Kasel, Ruth, geb. **Schneider**, aus Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil, jetzt Von-Sand-Straße 93, 53225 Bonn, am 26. Juni

Pogorzelski, Johanna, geb. **Pankewitz**, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Breslauer Straße 43, 49828 Neuenhaus, am 25. Juni

Schlösser, Erich, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Nibelungenstraße 8, 91207 Lauf an der Pegnitz, am 26. Juni

Strauß, Erna, geb. **Broscheit**, aus Groß Engelau, Kreis Wehlau, jetzt Seniorenpark, Lindenstraße 32 C, 86420 Diedorf, am 26. Juni

ZUM 85. GEBURTSTAG

Arndt, Willi, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Feldkamp 5, 48488 Emsbüren, am 25. Juni

Baltruschat, Claus, aus Amalienhof, Kreis Ebenrode, jetzt Tannenschlag 14, 23911 Ziethen, am 25. Juni

Baltruschat, Hans, aus Amalienhof, Kreis Ebenrode, jetzt Tannenschlag 14, 23911 Ziethen, am 25. Juni

Bajohr, Walter, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Bartensteiner Weg 5, 32339 Espelkamp, am 26. Juni

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Bethke, Elfriede, aus Treuburg, jetzt Schwachhauser Ring 97, 28213 Bremen, am 26. Juni

Drache, Dora, geb. **Seiffert**, aus Wartenfeld, Kreis Elchniederung, jetzt Josephinen Wohnanlage, Burgstraße 6 A, 14467 Potsdam, am 29. Juni

Gehrau, Edith, geb. **Timm**, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Schleswiger Chaussee 42, 24768 Rendsburg, am 29. Juni

Gerken, Gerda, geb. **Böhnke**, aus Alt Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Hunhorn 1, 27389 Helvesiek, am 24. Juni

Habedank, Heinz, aus Wilpen, Kreis Ebenrode, jetzt Tannenkamp 7, 31199 Diekholzen, am 26. Juni

Heyna, Herta, geb. **Dombrowski**, aus Scharfenrade, Kreis Lyck, jetzt Gollstraße 4, 30559 Hannover, am 25. Juni

Jeromin, Erich, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Chaudronstraße 20, 45884 Gelsenkirchen, am 23. Juni

Krahmer, Hedwig, geb. **Brodowski**, aus Lyck, jetzt Martin-Jansen-Straße 53, 52525 Heinsberg, am 29. Juni

Kuchen, Frieda, geb. **Komossa**, aus Rotbach, Kreis Lyck, jetzt Purweider Winkel 9 A, 52070 Aachen, am 25. Juni

Lehmann, Hilde, geb. **Borchert**, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Adam-Wagner-Straße 21, 72285 Pfalzgrafenweiler, am 26. Juni

Leitzen, Karl-Heinz, aus Succase, Kreis Elbing, jetzt Humboldstraße 8, 45964 Gladbeck, am 25. Juni

Lyhs, Ruth, geb. **Bednarzyk**, aus Grünheide, Kreis Treuburg, jetzt Bühlstraße 24, 75233 Tiefenbronn, am 24. Juni

Manthey, Gertrud, geb. **Herzog**, aus Lyck, jetzt Berliner Allee 28, 16303 Schwedt, am 26. Juni

Meyer, Edeltraut, geb. Gehra, aus Lyck, jetzt Rudolf-Tarnow-Straße 26, 19288 Ludwigslust, am 24. Juni

Neumann, Gertrud, geb. **Moß**, aus Neidenburg, jetzt Schmidthammerstraße 3, 82216 Maisach, am 28. Juni

Pfeffe, Dr. Ernst, aus Wallenrode, Kreis Treuburg, jetzt Robinienweg 2, 06406 Bernburg, am 27. Juni

Prill, Gertrud, geb. **Teweleit**, aus Wildwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Waldstraße 3, 67134 Birkenheide, am 23. Juni

Reddikowsky, Lilly, geb. **Ostwald**, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Hummelweg 27, 46485 Wesel, am 26. Juni

Schaller, Waltraut, geb. **Stolz**, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Am Eichberg 1, 07589 Münchenbernsdorf, am 27. Juni

Schmidtke, Hildegard, geb. **Schönfeld**, aus Radau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Von-Möller-Straße 26, 33649 Bielefeld, am 23. Juni

Sczepan, Gerhard, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Robert-Frese-Straße 21, 58332 Schwelm, am 29. Juni

Sill, Eva, geb. **Koschorreck**, aus Auerbach, Kreis Wehlau, jetzt Langenharmer Weg 99, 22844 Norderstedt, am 25. Juni

Strunk, Christa, geb. **Grau**, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Engbertsheide 8, 49324 Melle, am 29. Juni

Thierenbach, Armin, aus Rosenheide, Kreis Lyck, jetzt Ilsenburger Straße 2, 38667 Bad Harzburg, am 24. Juni

Viebrock, Waltraut, geb. **Fingel**, aus Rodenthal, Kreis Lötzen, jetzt Bahnhofstraße 25, 27404 Rhadereistedt, am 27. Juni

Wendland, Waltraut, geb. **Kraska**, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Königsberger Straße 3, 25474 Ellenbeck, am 24. Juni

Winterfeldt, Gertrud, geb. **Runge**, aus Föhrenhorst, Kreis Ebenrode, jetzt Mecklenheidestraße 49, 30419 Hannover, am 23. Juni

Wittenborn, Gertrud, geb. **Kupzik**, aus Kelchdorf, Kreis Treuburg, jetzt Straße des Friedens 1, 18311 Ribnitz, am 29. Juni

Zielasko, Otto, aus Kelchdorf, Kreis Treuburg, jetzt Potsdamer Straße 24 C, 14669 Ketzin, am 29. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG

Arnold, Ernst-Bödwar, aus Wehlau, jetzt Zimmern 50, 91788 Pappenheim, am 26. Juni

Blasinsky, Inge, geb. **Blasinsky**, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Schützenhofstraße 3, 26441 Jever, am 24. Juni

Brockstedt, Ursula, geb. **Wiezczeyko**, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Wilhelm-Busch-Winkel 136, 24939 Flensburg, am 28. Juni

Cordes, Lydia, geb. **Hensel**, aus Neuendorf, Kreis Treuburg, jetzt Herrenmühlenweg 20, 49716 Meppen, am 24. Juni

Dörner, Erna, geb. **Pichlo**, aus Bredauen, Kreis Ebenrode, jetzt Jahnstraße 4, 19303 Alt-Jabel, am 28. Juni

Eckert, Hannelore, aus Lyck, jetzt Eckweg 2 B, 22159 Hamburg, am 28. Juni

Franke, Anneliese, aus Schackwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Kranichstraße 92, 45772 Marl, am 27. Juni

Grabowski, Walter, aus Wasinen, Kreis Neidenburg, jetzt Elsternhag 29 A, 30627 Hannover, am 27. Juni

Kleinert, Hildegard, geb. **Danowski**, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Rheinpreußenstraße 32, 47445 Moers, am 26. Juni

Kränkel, Günter, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Palisadenstraße 82, 10243 Berlin, am 26. Juni

Kuchel, Gertrud, geb. **Lange**, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Ulnerstraße 9, 56070 Koblenz, am 27. Juni

Küthe, Edeltraut, geb. **Gerths**, aus Goldenau, Kreis Lyck, jetzt Bonhoefferstraße 19, 07747 Jena, am 27. Juni

Lohmann, Gertrud, geb. **Statz**, aus Muschaken, Kreis Neidenburg, jetzt Robert Kochstraße 13 A, 85521 Ottobrunn, am 23. Juni

Marks, Helmut, aus Auglitten, Kreis Lyck, jetzt Mörikestraße 3, 63768 Hösbach, am 23. Juni

Maxin, Bernhard, aus Hardichhausen, Kreis Neidenburg, jetzt Am alten Berg 1, 64342 Seeheim, am 23. Juni

Neumann, Horst, aus Hochdünen, Kreis Elchniederung, jetzt Wilhelmstraße 22, 90547 Stein, am 23. Juni

Pundt, Bodo, aus Wehlau, jetzt John-Brinkmann-Straße 13, 18273 Güstrow, am 27. Juni

Senkpiel, Gertrud, aus Ortelsburg, jetzt Demminerstraße 1 A, 30918 Isernhagen, am 23. Juni

Torner, Horst, aus Lyck, jetzt Fleischerstraße 22, 33378 Wiedenbrück, am 23. Juni

Weiser, Herta-Johanna, geb. **Rohmann**, aus Vierbrücken, Kreis Lyck, jetzt 1761 – Tanglewood Road, Orwigsburg, PA 17961, USA, am 28. Juni

Will, Lothar, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Schalkhäuser Straße 51, 91522 Ansbach, am 24. Juni

Zart, Giesela, geb. **Wiegner**, aus Eydtkau, Kreis Ebenrode, jetzt Schwedter Straße 39, 17291 Prenzlau, am 29. Juni



Böhnke, Emil, aus Schwengels, Kreis Heiligenbeil, und Frau Thea, geb. **Scheel**, aus Vörstenmoor / Plön, jetzt Bargblöcken 19, 24321 Vogelsdorf, am 28. Juni

Gertulla, Kurt, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, und Frau Gertrud, geb. **Lüdemann**, aus Hamburg, jetzt Pfennigsbusch 22, 22081 Hamburg, am 28. Juni

Gläser, Manfred, und Frau Irmgard, geb. **Blaskowski**, aus Stradaunen, Kreis Lyck, jetzt Am Sportplatz 9, 09212 Limbach-Oberfrohna, am 21. Juni

Schulz, Manfred, aus Pawen, Kreis Elchniederung, und Frau Ursula, geb. **Heske**, aus Rauschbach, Kreis Heiligenbeil, jetzt Dorfstraße 20, 22946 Brunsbeck, am 26. Juni

Ostheim – Sommerakademie Sticken

Das Ostheim führt auch dieses Jahr wieder eine Sommerakademie-Sticken in Bad Pyrmont durch. Für alle Interessierten werden die Techniken Hardanger-, Hohlsaum-, Ajour-, Weiß- und Schwarzsticken einschließlich Nadelspitzen von einer ausgebildeten Seminarleiterin zum Erlernen oder Vertiefen angeboten. Das siebentägige Seminar beginnt am Montag, 21. Juli, 15 Uhr, mit der Einführung und endet am Montag, 28. Juli 2008 nach dem Mittagessen (12 Uhr).

Der Komplettpreis für dieses Seminar beträgt 376 Euro im Doppelzimmer, 418 Euro im Einzelzimmer und beinhaltet Vollpension, die Seminargebühr (ohne Material) und die Tagungskurkarte für sieben Tage.

Notwendige Materialien können zu dem Seminar bei der Seminarleiterin vor Ort erworben werden.

Die Jugendbildungs- und Tagungsstätte Ostheim liegt direkt in der Kurzone von Bad Pyrmont, wenige Minuten vom Kurpark und dem Schloß mit seinen wiedererrichteten Wehranlagen, entfernt. Direkt gegenüber dem Haus befinden sich das Hallenwellen- und Freibad und ein öffentlicher, kostenloser Parkplatz. Die Zimmer haben fließend Wasser warm / kalt, teilweise Balkon. Die modernen Sanitäreinrichtungen befinden sich auf den Etagenfluren.

Die Anmeldeunterlagen fordern Sie bitte an: Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon (0 52 81) 9 36 10, Fax (0 52 81) 93 61 11, Internet: www.ostheim-pyrmont.de, E-Mail: info@ostheim-pyrmont.de

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BADEN-WÜRTTEMBERG

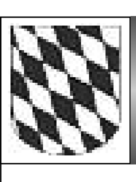
Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Sonnabend, 21. Juni, 14 Uhr, Sommerausflug der Gruppe nach Hettigenbeuern. Der dortige Ortsvorsteher Günther Müller wird über die Geschichte des Ortes berichten. Anschließend Kaffee-Einkehr inmitten landschaftlicher Idylle. Gemeinsame Abfahrt zum Ausflug in Hainstadt und Buchen um 14 Uhr (Musterplatz / Edeka). – Mittwoch, 25. Juni, 17.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Kreiskrankenhaus Buchen. Dr.

Hartmut Warns spricht über „Durchblutungsstörungen und deren Folgen“. Mitfahrmöglichkeiten in Hainstadt / Rathaus (17 Uhr) und in Buchen / Musterplatz (17.10 Uhr). – Donnerstag, 3. Juli, 15 Uhr, Zusammenkunft der Gruppe auf dem Reiterhof bei Hettingen. Es soll ein Treffen in sommerfroher Runde bei Spiel und Gesang werden. Mitfahrmöglichkeiten in Buchen / Musterplatz und Edeka um 14.30 Uhr.

Ludwigsburg – Dienstag, 24. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Stammtisch in den „Kronenstuben“, Kronenstraße 2.

Schwenningen – Donnerstag, 3. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren im Restaurant Thessaloniki. Es werden Geschichten aus der ostdeutschen Heimat vorgelesen.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Fürstenfeldbruck – Freitag, 4. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Gaststätte Auf der Lände.

Kitzingen – Freitag, 20. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Deutschen Kaiser“. Richard Konrad hält einen Vortrag: „Die Aufgaben des Senioren- und Behindertenbeirates der Stadt Kitzingen“.

Landshut – Dienstag, 1. Juli, Ausflug nach Kelheim zum Schiff nach Berching. Zeitablauf und Programme für Spaziergänger und Wanderer werden nachgereicht.

München Nord/Süd – Sonnabend, 28. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Ottokar Wagner unterhält die Gruppe mit Vorträgen „Humorvolles Ostpreußen“. Zu Beginn gemeinsame Kaffeetafel.

Weißenburg-Gunzenhausen – Sonntag, 6. Juli, 11 Uhr, Besuch der Ansbacher Rokoko-Festspiele: „Große Feldmusik mit Parade der markgräflichen Haustruppen aus Anlaß des Besuchs des preußischen Königs Friedrich des Großen“ im Innenhof der Markgräflichen Residenz zu Ansbach. Gemeinsame Anfahrt mit dem Pkw, Sitzplatzreservierung bei dem Vorsitzenden.



BERLIN

Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstraße 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, telefon (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54

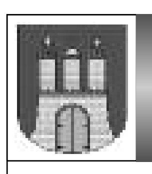
Landesgruppe – Eine Tagesfahrt nach Lüneburg. Die Landesgruppe besuchte das Ostpreußische Museum in Lüneburg. Die gründliche Vorbereitung der Tagesveranstaltung machte sich bezahlt: 46 Mitglieder nahmen daran teil. Marianne Becker und Elfriede Fortange hatten schon Anfang des Jahres den Ausflug angekündigt, und darüber informiert. Dr. Wolfgang Schulz stimmte die muntere und gut gelaunte Reisegesellschaft durch sein profundes kunsthistorisches Wissen auf die ehemalige Hansestadt ein. Nach einem guten Essen erfolgten die individuelle Stadterkundung und der Museumsbesuch. Dabei entwickelten sich lebhafte Gespräche und Standpunkte wurden ausgetauscht. Die Erstbesucher des Ostpreußischen Landesmuseums waren erfreut, Kenner der Materie bedauerten die Stagnation der Ausstellungsentwicklung. Auf der Rückfahrt erklangen fröhliche Lieder. Das gemeinsame Liedgut fördert das Zusammengehörigkeitsgefühl. Der Ausflug endete um 21 Uhr in Berlin, wo er um 8 Uhr begonnen hatte, vor dem Deutschlandhaus, einem Gebäude, das hoffentlich in Zukunft seinem Namen gerecht wird.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 27. Juni, 14.30 Uhr, Sommerfest mit Grillen im „Barlach-Haus“. Kostenbeitrag: 5 Euro pro Person. Es wird um rechtzeitige Anmeldung bis spätestens 20. Juni unter Telefon 8 61 76 gebeten. Wer sich nicht anmeldet bekommt keine Wurst! – Gut 30 Ost- und Westpreußen und Elbinger hatten sich im „Barlachhaus“ eingefunden, um einen Videofilm über Masuren zu sehen. Leider funktionierte die Technik nicht. Auch der zufällig anwesende frühere Treffpunktleiter Horst Murken konnte nicht helfen: Die Mattscheibe blieb dunkel! Die Schriftführerin Barbara Sandmann hatte zu Beginn die Teilnehmer begrüßt und dabei die Vorsitzende Marita Jachens-Paul sowie den Kassenwart Wolfgang Paul entschuldigt: Beide hatten einen wichtigen Familien-Termin wahrzunehmen. Das gemeinsame Kaffeetrinken verlief anders als gewohnt. Es gab, wie angekündigt, keinen vom Vorstand bestellten Kuchen, jeder hatte sich Kekse oder ähnliches mitgebracht. Kaffee und Tee wurden an der Theke selbst gekauft. Das neue Verfahren klappte ganz gut. Herzlich begrüßt wurde Bruno Niehus, der sich wieder an den Aktivitäten der Gruppe beteiligen möchte. Er hatte einen Ordner seiner verstorbenen Frau Christel mit Gedichten und Geschichten über Ostpreußen mitgebracht, aus dem Barbara Sandmann drei Geschichten las. Alice Schwiedop klärte anschließend über die Kreisstadt Treuburg im Süden der Seesker Höhe am Treuburger See auf, die bis 1928 „Marggrabowa“ hieß und deren Einwohner 1920 aber zu 90 Prozent für den Verbleib im Deutschen Reich gestimmt hatten. Treuburg hatte einen der größten Marktplätze Ostpreußens, auf dem regelmäßig Pferdemärkte abgehalten wurden, zu denen auch polnische Bauern über die nur acht Kilometer entfernte Grenze kamen. Jürgen Sandmann trug anschließend noch zwei Gedichte vor. Ingrid Monsees las „Musik der Erde“, ein Gedicht über Masuren. Und vor den beiden Heimatliedern zitierte Barbara Sandmann ein Gedicht aus dem Büchlein „Erinnerungen“ von Hildegard Jauß.



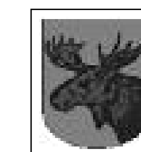
HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Hans Günter Schattling, Helgolandstraße 27, 22846 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 22 43 79

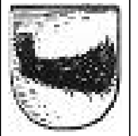
LANDESGRUPPE

Landesgruppe – Donnerstag, 19. Juni, 14.30 Uhr, Vortrag von Frau Kalläwe im Haus der Heimat, Teilfeld 1, zum Thema: „Ein Stück Bernstein in meiner Hand“ mit Vorführung des Bernsteinschliffs. – Sonnabend, 9. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Sommerfest im Landhaus Walter, Hindenburgstraße 2, U-Bahn Borgweg. Der Eintritt ist frei. Anmeldungen bis zum 25. Juli beim Gruppenleiter. Gäste herzlich willkommen. Anmeldung bei Hartmut Klingbeutel, Telefon (0 40) 44 49 93.

HEIMATKREISGRUPPE



Elchniederung – Mittwoch, 25. Juni, 15 Uhr, Sommertreff der Gruppe in den ETV-Stuben, Bundestraße 96, Ecke Hohe Weide, Hamburg-Eimsbüttel (U-Bahnstation Christuskirche). Nach dem Kaffee soll in gemütlicher Runde mit Musik, Vorträgen und frohen Liedern an die Frühsommerzeit in der Heimat erinnert werden. Eintritt 2 Euro. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen.



Sensburg – Sonntag, 6. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum Grillfest im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen. Anmeldung bei K. Budszuhn, Friedenstraße 70, 25421 Pinneberg, Telefon (0 41 01) 7 27 67.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 1. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 30. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstrasse 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Es gibt einen Liedernachmittag mit Gerta Heike-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

VERANSTALTUNGSKALENDER DER LO

Jahr 2008

2. August: Ostpreußisches Sommerfest in Osterode (Ostpreußen)
26. bis 28. September: Geschichtsseminar in Bad Pyrmont
10. bis 12. Oktober: 6. Kommunalpolitischer Kongreß in Allenstein
13. bis 19. Oktober: 54. Werkwoche in Bad Pyrmont
24. bis 26. Oktober: Seminar der Schriftleiter in Bad Pyrmont
8. / 9. November: Ostpreußische Landesvertretung in Bad Pyrmont
3. bis 7. November: Kulturhistorisches Seminar in Bad Pyrmont

Jahr 2009

7. / 8. März: Arbeitstagung der Kreisvertreter in Bad Pyrmont
25. / 26. April: Arbeitstagung Deutsche Vereine südliches Ostpreußen
1. August: Sommerfest der Deutschen Vereine in Hohenstein

Nähere Auskünfte erteilt die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Ostpreußen, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 26. Auf die einzelnen Veranstaltungen wird in der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* noch gesondert hingewiesen (Änderungen vorbehalten).

Ostpreußischer Heimatgottesdienst

Hamburg – Sonntag, 13. Juli, 10 Uhr, Ostpreußischer Gottesdienst mit Pastorin Rosemarie Wagner-Gehlhaar in der St. Johanniskirche, Bremer Straße 9, 21073 Hamburg. Informationen erteilt Kurt Wendland, Telefon (0 40) 7 60 28 31.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

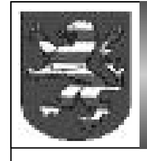
Sonnabend, 21. Juni, 21.10 Uhr, n-tv: Hitlers Mystiker (1/2).
Sonnabend, 21. Juni, 21.45 Uhr, VOX: Rettung aus der Luft – 60 Jahre Berliner Luftbrücke.
Sonnabend, 21. Juni, 22.10 Uhr, n-tv: Hitlers Mystiker (2/2).
Sonntag, 22. Juni, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.
Dienstag, 24. Juni, 20.15 Uhr, ZDF: Die Luftbrücke – Legende und Wahrheit.
Donnerstag, 26. Juni, 22.05 Uhr, N24: N24-History: Feuersturm – Der Bombenkrieg gegen Nazi-deutschland.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18

on. Sie ist Mitglied der „Dittchenbühne Hamburg“ und singt mit der Gruppe Küchenlieder und Moritaten und begleitet sich selbst auf der Laute.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 27. Juni, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Soziales Zentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Motto der Zusammenkunft: „Wir begrüßen den Sommer mit Geschichten und Märchen des Danziger Dichters Robert Reinick“.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Bergstraße – Sonntag, 29. Juni, 11 Uhr, Sommerfest im Haus des Geflügelzuchtvereins Reichenbach. Zum Mittagessen gibt es Prager Schinken und verschiedene Salate, Kaffee und Kuchen. Um Kuchenspenden wird gebeten.

Dillenburg – Bei der letzten Zusammenkunft konnte Vorsitzender Lothar Hoffmann leider nicht sehr viele Mitglieder begrüßen. Nach dem Kaffeetrinken sprach dann Gundborg Hoffmann über Leben und Werk des Danziger Schriftstellers Johannes Trojan. Er wurde 1837 als Sohn eines Kaufmanns geboren und besuchte in Danzig die Höhere Schule. 1856 zog er nach Göttingen, um dort Medizin zu studieren. Er gab dieses Studium aber bald wieder auf und belegte in Bonn und Berlin Germanistik-Kollegs, um als Journalist zu arbeiten. Im Jahre 1862 erhielt er seine Anstellung bei der satirischen Zeitschrift *Kladderadatsch*, wo er dann von 1868 bis 1903 Chefredakteur war, bevor er sein Amt niederlegte und sich als Privatgelehrter in Warnemünde niederließ. 1898 erhielt Johannes Trojan als verantwortlicher Vorgesetzter für satirische Karikaturen eines Mitarbeiters zwei Monate Festungshaft, die er in Weichselmünde absaß. Man gewährte ihm allerdings einige Freiräume. Diese Haftzeit verarbeitete Trojan später in einem Erinnerungsbüchlein. Während dieser Haftzeit nahm er 15 Pfund ab, so daß ihm ein besorgter Freund Freßpakete schickte mit gebratenem Hühnchen und gekochtem Aal. Bei einem besonderen Paket bedankte er sich schriftlich für den „Roten Kohl und die Ente“, was ihm alles gut bekommen sei. Er war und blieb eben ein unverwüstlicher Optimist. Das kam auch in seinem gesamten schriftstellerischen Werk zum Ausdruck. Er galt als einer der bekanntesten Lyriker seiner Zeit, weshalb ihm die Universität Rostock 1912 den Dr. phil. h.c. verlieh. Zu Kindern hatte er ein besonders gutes Verhältnis und konnte sich in sie hineindenken. Aus zwei Ehen hatte er immerhin sieben Kinder. Im Jahre 1889 erschien ein Band mit 100 Kinderliedern, außerdem gibt es von ihm eine Reihe von Geschichten für Kinder. Johannes Trojan schrieb auch eine Geschichte des Weins an der unteren Weichsel, der dort seit dem Mittelalter angebaut wurde. Seine Lieblingsbeschäftigung war neben dem Schreiben die Naturkunde. Im Jahre 1909 wurde in der Danziger Hundegasse 109, wo Trojan oft einzukehren pflegte, eine Erinnerungstafel angebracht. Er war auch mit dem „Eisernen Kanzler“ Bismarck befreundet, den er öfter in Friedrichsruh besuchte und der ihm dort „nur den besten Wein“ kredenzte, wie Trojan einmal schrieb. Bis 1915 folgten Wanderjahre, die ihn sogar bis nach Kanada führten. Im Jahre 1915 starb er in Rostock. Im Anschluß las Gundborg Hoffmann noch einige Gedichte von Johannes Trojan. Zum Abschluß brachte Ingrid Nowakiewitsch noch die Kindergeschichte „Das Abenteuer im Walde“ zu Gehör. Bevor der Nachmittag ausklang wurde noch viel plachandert.

Wiesbaden – Sonnabend, 21. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Heimat, großer Saal, Friedrichstraße 35. Unter dem Motto: „Heut' ist der schönste Tag ...“ findet ein vergnüglicher Nachmittag mit beschwingten Melodien rund um Wien statt. Es singen Helga Milkereit und Karl-Heinz Ohnhaus unter musikalischer Begleitung von Horst Wilhelm am Klavier. Zuvor ist Zeit für Unterhaltung bei Kaffee und Wiener Kuchen.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Braunschweig – Mittwoch, 25. Juni, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadtparkrestaurant. Dr. jur. Scheller unterrichtet über die Notwendigkeit der verschiedenen Vorausverfügungen, die dann hilfreich sind, wenn man selbst nicht mehr in der Lage ist, etwas zu regeln. – Bei der letzten Veranstaltung gab es viele Meinungsäußerungen zum Verlauf des Deutschlandtreffens der Ostpreußen in Berlin. Besonders wurde darauf hingewiesen, daß manche Darbietung zu lange dauerte und man deshalb nicht alles sehen oder hören konnte. Immer wieder tauchte die Frage auf: „Ob man in drei Jahren wieder ein Treffen haben würde?“ Diese mußte leider unbeantwortet bleiben. Von der Festveranstaltung anläßlich des 20jährigen Bestehens des Ernst-Wiechert-Freundeskreises Braunschweig berichtete anschließend Christel Jaeger. Die Vorsitzende des Freundeskreises, Regina Willusches-Wiechers, hatte kompetente Redner eingeladen, unter anderem die Vorsitzende der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft, Dr. Bärbel Beutner.

Oldenburg – Die Partnerschaft Hude mit der Stadt Neumark (Nowe Miasto) in Westpreußen war im Juni Thema des Nachmittagstreffens der Frauengruppe. Der Ratsherr Jörg Kreusel aus Hude, der sich persönlich sehr stark in dem Partnerschaftsaustausch engagiert, berichtete davon anhand einer Powerpoint-Präsentation und einzelnen Bildern. Die Partnerschaft ist getragen vornehmlich von Personen und nicht Institutionen, wie z. B. Jugendaustausch zwischen Schulen und Vereinen. Erste Kontakte bestanden seit 1994 und liefen u. a. über die katholische Kirche und parallel durch den deutschen Heimatkreis Neumark, dessen Patenstadt Hude schon lange war. 2003 wurde der Partnerschaftsvertrag geschlossen, der heute mit regelmäßigen Austauschprogrammen belebt wird. Kanufahrt auf der Drewenz, Hilfe beim Hochwasser in Neumark 2005, gemeinsame Schulungsprojekte Nationalsozialismus (auch mit anderen Partnerstädten Hudes) und zum Thema europäische Identität erfüllen diese Partnerschaft mit Leben. Jörg Kreusel sprach mit lebendigem Engagement und freudiger Leidenschaft über das von ihm mit initiiertem Projekt, das sich auch im Kunst- und Kulturbetrieb und im Gewerbe der Stadt wieder findet. Auch der Landkreis Oldenburg pflegt mit dem Landkreis Neumark (Nowe Miasto) mittlerweile eine aktive Partnerschaft, die sich vornehmlich auf wirtschaftlichem Gebiet bewegt. Dieser Bericht sollte uns veranschaulichen, wie man heute mit unserer alten Heimat umgehen kann, daß sie auch von „Nicht-Neumarkern“ mit lebhaftem Treiben erfüllt werden kann und wird, vor allem vor dem Hintergrund der immer älter werdenden Erlebnisgeneration der heimatvertriebenen Neumarker. – Im Juli macht die Frauengruppe einen Halbtagesausflug nach Norden zur Gnadenkirche Tidofeld, in der eine „Dokumentationsstätte zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Niedersachsen und Nordwestdeutschland“ eingerichtet werden soll. Nach der Sommerpause im August wird wieder rechtzeitig für den September eingeladen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Landesgruppe – Sonntag, 13. Juli, 11 Uhr, Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg, Solingen, auf der Freifläche vor der Gedenkstätte des Deutschen Ostens. Die Kundgebung beginnt um 14 Uhr.

Bielefeld – Sonntag, 22. Juni, 15 Uhr, Johannisfeier in den Gesamtdeutschen Bildungsstätten Himmighausen. Abfahrt 10 Uhr ab „Kesselbrink“. Es ist eine Anmeldung erforderlich. – Donnerstag, 26. Juni, 15 Uhr, Literaturkreis in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Düren – Sonntag, 13. Juli, 10.30 Uhr, Fahrt der Gruppe zur Kulturveranstaltung der Landesgruppe auf Schloß Burg. Die Abfahrt erfolgt von der Holzstraße 7 a, Fahrpreis: 20 Euro pro Person. Anmeldungen unter Telefon (0 24 21) 4 21 76.

Düsseldorf – Donnerstag, 26. Juni, 19.30 Uhr, Offenes Singen mit Barbara Schoch, Raum 412, GHH.

Gevelsberg – Sonnabend, 21. Juni, 16.15 Uhr, Spießbratenessen in der Gaststätte Keglerheim, Hagenerstraße 78. Alle Mitglieder und Gäste, die sich angemeldet haben, sind herzlich eingeladen. Anschließend gemütliches Beisammensein.

Gütersloh – Montag, 23 Juni, 15 Uhr, Treffen Ostpreußischer Singkreis in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Ursula Witt, Telefon 3 73 43. – Dienstag, 24. Juni, 15 Uhr, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13. Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33.

Hagen – Sonnabend, 21. Juni, Sommerausflug der Gruppe. Die Fahrt geht an die Weser, und dort wird eine Dampferfahrt mit Grillfrühstück auf dem Schiff unternommen. Es sind noch Plätze frei.

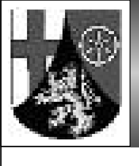
Leverkusen – Sonnabend, 21. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus Ratibor, Küpperstieger Straße 56. Zusammen mit Familien und Freunden wird das traditionelle Sommerfest gefeiert. Geboten werden: gemeinsame Kaffeetafel, Wettbewerbsspiele (Darts, Glücksrad, Taubenschießen, Hufeisenwerfen und Torwandschießen). Die Solisten sowie die Laiengruppe bereiten ein schönes, kulturelles Programm vor. Eine Getränkebar mit moderaten Preisen wird eingerichtet und wie Abendessen vorbereitet. Verzehrpreis 4 Euro, Kinder bis zwölf Jahre kostenfrei. Ganz herzlich wird um Kuchenspenden gebeten, die werden wir zu kleinen Preisen veräußert. Der Erlös wird für die Weihnachtsfeier eingesetzt, damit die Gruppe allen Gästen, vor allem den Kindern, eine Freude machen kann. Nähere Informationen bei Frau Pelka, Telefon (02 14) 9 57 63.

Köln – Dienstag, 1. Juli, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Kolpinghaus International, St. Apern / Helenenstraße 32. Es gibt Berichte: „Ostpreußen mit Schiff und Auto“ und die Jahreshauptversammlung mit Wahl.

Mönchengladbach – Montag, 7. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Lokal Bürgerklause.

Neuss – Sonnabend, 12. Juli, 12 Uhr, großes ostpreußisches Grillfest der Gruppe in der St.-Cornelius-Pfarre, Euskirchener Straße, Neuss-Erfttal, zu erreichen mit der Buslinie 849. Der Eintritt ist frei. Eingeladen sind alle Ostpreußen, alle Mitglieder der anderen Landsmannschaften, aller Erfttaler und Neusser. Angeboten werden: ostpreußische Spezialitäten vom Grill, Kaffee und selbstgebackener Kuchen, alkoholfreie Getränke, Bier vom Faß und ostpreußische Spirituosen.

Witten – Donnerstag, 26. Juni, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe zur „Ostpreußischen Kaffeetafel“ mit Musik und Gesang.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Freitag, 27. Juni, 13 Uhr, Treffen der Gruppe zum Kartenspielen im Café Oase, Schönbornstraße 16, 55116 Mainz.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Dresden – Mittwoch, 25. Juni, 17 Uhr, Grillnachmittag auf dem Hof der BdV-Geschäftsstelle, Borsbergstraße 3. Der „Chor Dresden“ und der Dresdner „Chor der Deutschen“ aus Rußland werden den Nachmittag musikalisch unterstützen.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 20

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

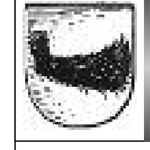
Start der regelmäßigen Öffnung der Heimatsammlung und des Archivs – Am Sonntag, 8. Juni 2008, startete die erste unserer zukünftig an jedem zweiten Sonntag im Monat von 11 bis 16 Uhr stattfindenden Öffnung unserer Heimatsammlung und des Archivs in Burgdorf, Wilhelmstraße 3 a. Bereits um 10.20 Uhr kamen die ersten Besucher. Insgesamt konnten Karin Hülshoff sowie Annegret und Georg Jenkner 38 Besucher begrüßen, darunter den Bürgermeister der Stadt Burgdorf, Alfred Baxmann, den stellvertretender Bürgermeister der Stadt Lehrte, Herrn Hoffmann sowie unseren Freund Karl-Ludwig Schrader, FDP-Ratsherr in Burgdorf. Auch die Presse war mit zwei Vertretern erschienen, die sich ausführlich über die Anliegen der Kreisgemeinschaft informierten. Für die jährlich erscheinende Stadtchronik der Stadt Burgdorf lichtete ein Fotograf unsere Räumlichkeiten ausführlich ab. Die Auftaktveranstaltung kann als sehr gelungen betrachtet werden. Die Besucher blieben zum Teil über mehrere Stunden und es entwickelte sich so etwas wie ein Heiligenbeiler Stammtisch mit Kaffee und selbstgebackenem Kuchen. Vor allem Familienforscher nutzten die Gelegenheit zum Studium der Archivalien. Aber nicht nur Heiligenbeiler zeigten sich interessiert, sondern auch diejenigen mit ostpreußischen Wurzeln und Einheimische, die durch die Tagespresse aufmerksam gemacht worden waren. Zudem erhielt die Heimatsammlung viele neue Exponate von den Besuchern. Dabei ist besonders das Tintenfaß mit noch flüssiger Tinte zu erwähnen, das der Kirchspielvertreter von Balga, Günter Neumann-Holbeck, der extra aus Hamburg angereist war, bei seinem Besuch im letzten Monat in ostpreußischen Erde 63 Jahre nach Kriegsende gefunden hatte. Die nächste Öffnung findet am Sonntag, 13. Juli 2008 wieder von 11 bis 16 Uhr statt.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51.

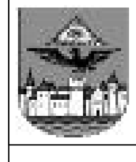
Sackheimer Mittelschüler – Die Sackheimer Mittelschüler feiern ihr Jahrestreffen 2008 vom 10. bis 13. Juli in der Rattenfängerstadt Hameln. Treffpunkt ist das Hotel Zur Krone, Stadthotel Hameln / Weser. Das Hotel befindet sich an der Osterstraße 30, 3175 Hameln, Telefon (0 51 51) 90 70. Unsere Vorsitzende Margot Pulst hat für unser Jahrestreffen eine reizvolle Landschaft und eine Stadt mit historischen Fachwerkbau ausgesucht. Eingeladen zu dem Treffen sind alle ehemaligen Mittelschüler und deren Freunde. Wir möchten gern gemeinsam fröhliche Stunden und Tage miteinander verleben. Insbesondere sind die Schulkameraden und Kameradinnen angesprochen, die vor 70 Jahren unsere Schule verlassen haben. Auch wollen wir die langjährigen und treuen Mitglieder ehren. Wir freuen uns auf ein Wiedersehen in Hameln.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“, Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

Wasserung des Nikolaiker Stinthengstes in Remscheid – Die jährliche Wasserung des Stinthengstes im Stadtparkteich in Remscheid, der Patenstadt der Kreisgemeinschaft Sensburg, ist inzwischen zur guten Tradition geworden. Zum 47. Mal wurde in diesem Jahr am ersten Samstag im Mai der hölzerne König der Fische zu Wasser gelassen, und das im Rahmen einer Feierstunde, die für alle, die sich an ihre ostpreußische Heimat oder eine schöne Reise dorthin erinnern wollen, nicht mehr fehlen darf. Der Wettergott hatte es an diesem Frühlingstag mit den zahlreichen Besuchern, die sich auf der Anhöhe über dem Stadtparkteiche eingefunden hatten, besonders gut gemeint. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel, als der Ostpreußenchor, ohne den eine solche Veranstaltung kaum mehr vorstellbar ist, seine Lieder anstimmte, diesmal unter der Leitung der Dirigentin Christei Schlage. Kreisvertreter Siegbert Nadolny begrüßte die „Remscheider Paten“ und die Sensburger Landsleute und deren Freunde und Bekannte. Ein besonderer Gruß und Dank für ihr Erscheinen galt den Ehrengästen, insbesondere der ersten Remscheider Bürgermeisterin Monika Hein und dem Vorsitzenden der ostpreußischen Landesgruppe Remscheid Georg Gregull sowie Hubert Haenel. Beide Herren haben seit vielen Jahren bei keiner Stinthengst-Wasserung gefehlt haben. Ein herzliches Dankeschön ging an die Chorsänger und ihre Dirigentin. - Bürgermeisterin Monika Hein hieß die Besucher im Namen von Rat und Verwaltung herzlich willkommen und bedankte sich für die Einladung. Sie erinnerte an die Stinthengstsage und die Bedeutung, die der symbolische Akt der Wasserung für die Nikolaiker Bevölkerung gehabt habe, sollte er doch für den Fischreichtum in den masurischen Seen, insbesondere in dem großen Nikolaiker See, und damit für das Wohlergehen der Nikolaiker Fischer sorgen. Inzwischen habe die Patenstadt Remscheid die Tradition übernommen nicht nur, um die Verbundenheit zum Kreis Sensburg zu dokumentieren, sondern auch in der Hoffnung, daß der sagenumwobene Fisch auch in Remscheid für bessere Zeiten und einen wirtschaftlichen Aufschwung sorgen werde. Der Kreisgemeinschaft dankte sie für ihr Engagement, die Geschichte und Kultur der ostpreußischen Heimat zu bewahren und folgenden Generationen zu vermitteln. Jeder habe seine eigenen Erinnerungen, die ihm keiner nehmen könne. So wichtig es sei, sie zu erhalten, so notwendig sei es aber auch, in der Gegenwart zu leben, dem modernen Leben offen gegenüber zu stehen, ohne dabei alte Traditionen zu verleugnen. Die Sensburger hätten _in der Vergangenheit durch zahlreiche Aktivitäten bewiesen, daß sie dazu in der Lage sind, und dazu beigetragen, daß Menschen, die aus verschiedenen Ländern stammen oder heute dort leben, näher zusammen rücken. „Sie haben Großartiges getan, dafür danke ich Ihnen“, sagte sie abschließend. Gudrun Froemer, Mitglied des Kreisausschusses der Kreisgemeinschaft, zitierte aus dem Buch „Ostpreußische Sagen“ noch einmal die alte Geschichte von dem König der Fische im Nikolaiker See. Sie bedankte sich bei der Stadt Remscheid und ihren Bürgern für die Unterstützung und Anerkennung der Arbeit der Kreisgemeinschaft und gab ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sie bereit seien, die gute Tradition aus der Nikolaiker Heimat nun in der Patenstadt fort zu setzen. Sie hoffe, „daß wir uns noch viele Jahre hier zusammen finden können, um den Stinthengst zu wassern.“ Während die Besucher gemeinsam das Ostpreußenlied sangen, wurde der hölzerne Fisch in die Mitte des Stadtparkteiches gezogen und dort verankert. Und natürlich wurde auch in diesem Jahr – auch das ist gute Tradition – dieses Ereignis mit einem guten Bärenfang begossen.



TILSIT-RAGNIT

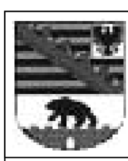
Kreisvertreter: Hartmut Preuß, Hordenbachstraße 9, 42369 Wuppertal, Tel. (02 02) 4 60 02 34, Fax (02 02) 4 96 69 81. Geschäftsstelle: Eva Lüders, Tel. / Fax (0 43 42) 53 35, Kührenerstraße 1 b, 24211 Preetz

Ehemaligentreffen der Volksschule Tilsit-Senteinen und Ortstreffen Bendingsfelde – Insgesamt waren es 29 Personen, davon 18 Ehemalige und elf Angehörige. Aus Bendingsfelde waren zwölf frühere Bewohner und aus sechs erschienen. Es war unser 8. Treffen und zum fünften Mal trafen wir uns im Ostheim. Nach Ankunft am Donnerstag und gemeinsamen Abendessen wurde unser Treffen offiziell eröffnet. Wir gedachten der seit dem letzten Treffen Verstorbenen in einer Schweigeminute. Nach Klärung organisatorischer Dinge konnte über das Einst und Heute geschabbert werden. Nach Klärung organisatorischer Dinge konnte über das Einst und Heute geschabbert werden. Die Eifrigsten verließen erst um Mitternacht den Raum. Am Freitag schauten wir uns die DVD „Ostpreußenreise 1937“ an, die uns die landschaftliche Schönheit unserer Heimat erneut verdeutlichte, aber auch auf die trutzigen Ordensbauten, die Burgen und Schlösser, aufmerksam machte. Höhepunkt am Freitag war unser gemütlicher Ostpreußenabend, der mühelos von den Teilnehmern selbst gestaltet wurde. Bewunderung löste jedesmal aus, wenn das improvisierte Programm eineinhalb Stunden umfaßt. Es wurde aus voller Kehle gesungen, wobei Cäsilia und Horst Gallus, zwei Meister ihres Faches, den Ton angaben. Die Bärenfängchen schmeckten und die Stimmung war hervorragend. So huckten wee zusammen, sangen und schabberten bis der leewe Gottchen sachte, geh zu Bett! Zwei DVDs schauten wir uns noch am Sonnabend und Sonntag an. Ferner Satellitenaufnahmen des heutigen Bendingsfelder und Senteiner Gebiets sowie eine DVD, die unsere früheren Treffen zeigte. Es waren wieder informative und vergnügliche Tage, und wir trennten uns mit der Aussicht auf das nächste Treffen vom 7. bis 10. Mai 2009.

Abiturarbeit zum Thema nördliches Ostpreußen – Die Erinnerung an Ostpreußen wachzuhalten ist ein vorrangiges Anliegen. Das Bemühen, auch die nachwachsende Generation für das Land der dunklen Wälder zu interessieren, trägt zuweilen erfreuliche Früchte. Christoph Bogwitz aus Bochum hat sich im Rahmen seiner Abiturarbeit mit der 750jährigen Geschichte und Kultur Ostpreußens befaßt, einer Region, die nach seinen Worten zur Entstehung des Hauses Europa ihren eigenständigen Beitrag geleistet hat. Christoph Bogwitz geht in der Arbeit davon aus, daß im heutigen Schulunterricht über die östlichen Landesteile kaum gesprochen wird, obwohl sie altes deutsches Kulturland darstellen. Er, dessen Vorfahren aus dem Raum Ragnit am Memelstrom stammen, betrachtet es als verpflichtende Aufgabe, das Land seiner Väter den Menschen nahezubringen, damit es nicht in Vergessenheit gerät. Die 176 Seiten umfassende Abhandlung trägt den Titel „Nordostpreußen – ein fast vergessenes Land“. In mehreren Kapiteln wird die Geschichte Ostpreußens von der Vorzeit und den Prussen bis zu Flucht und Vertreibung, die Landschaft und Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur dargestellt. Ein reichhaltiges Kartenmaterial trägt zum besseren Verständnis bei. Ergänzend werden persönliche Reiseeindrücke von einem Besuch in Ragnit und der Region am Memelstrom geschildert. Der Autor schließt mit der Erkenntnis, daß Geschichte keine Schlußkapitel kennt und daß sie uns trotz Veränderung der einst geltenden Rechtslage nicht aus der Verantwortung für die Heimat der Vorfahren entläßt. Die Arbeit, die an der Rudolf-Steiner-Schule in Bochum eingereicht wurde, fand großen Anklang. Ein Exemplar der Arbeit wird in der Heimatstube der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit deponiert, um sie allen Interessierten nahe zu bringen.

Landsmannschaftl. Arbeit

Fortsetzung von Seite 19



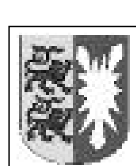
SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 2. Juli, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im „Bestehornhaus“, Hechnerstraße 6, 06449, Aschersleben.

Gardelegen – Freitag, 27. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe in der Begegnungsstätte VS Gardelegen. Gemütliches Beisammensein mit Auswertung der Fahrten steht auf dem Programm.

Magdeburg – Dienstag, 24. Juni, 13.30 Uhr, Treffen der „Stikkerchen“ in der Immermannstraße.

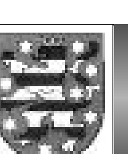


SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Im Juli finden keine Veranstaltungen statt – die Ostpreußen machen Sommerpause, um gut erholt am 7. August 2008 zu ihrer Herbstfahrt zu starten. Es geht nach Lüneburg zum Ostpreußischen Landesmuseum, und anschließend, nach einem leckeren Mittagessen im Kronen-Brauhaus zu Lüneburg, werden die Gäste die Jagd-Villa Iserhatsche, „ein Paradies auf Erden in Bispingen“ besuchen. Die Jagd-Villa wurde von 1913 bis 1914 im schwedischen Holzbaustil für den Königlich Preußischen Kommerzienrat Ernst Nölle (Großvater von Frau Prof. Noelle-Neumann, Demoskopie Allensbach) erbaut. Von 1929 bis 1986 war das gesamte Areal im Besitz von Reemtsma. Der jetzige Besitzer Uwe-Schulz-Ebschbach hat hier wirklich ein Paradies geschaffen, das man erlebt und gesehen haben muß. Natürlich werden die Gäste hier auch mit Kaffee und Kuchen erwartet. Nähere Informationen Regina Gronau, Promenadenweg 26, 23611 Bad Schwartau, Telefon (04 51) 2 67 06.

Kiel – Donnerstag, 19. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Fördeblick“.



THÜRINGEN

Vors.: Edeltraut Dietel, August-Bebel-Straße 8 b, 07980 Berga / Elster, Telefon (03 66 23) 2 52 65.

Landesgruppe – Sonnabend, 14. Juni, 10 Uhr, Ostpreußentreffen der Landesgruppe im Conference Center der Toskana Therme, Bad Sulza. Das Motto: „Unter ostpreußischem Himmel“, mit einem Vortrag von Luise Wolfram und Probst i. R. Erhard Wolfram. Am Nachmittag folgt ein heimatliches Programm mit der „Kulturgruppe des BdV Gehren“. Zu dieser Veranstaltung sind alle ganz herzlich eingeladen.

Aber die Bäume wissen es noch

Eine Traumreise in die Heimat offenbart so manche Sehnsucht

Von GERD SCHIMANSKY

Ich gehe nur nachts. Denn überall steht ein Schild: Verboten. Kann man Erinnerungen verbieten? Sie kommen lautlos, wispern einem im Dickicht etwas zu, rufen die Bäume zu Zeugen auf. Der Mond verrät mich nicht. Und der Bach schon gar nicht. Lautlos eilt er dem Rauschener Mühlenteich entgegen. Dem wird er es leise anvertrauen: „Du, der da kommt, war schon mal hier, vor neunzig Jahren, ja, im Sommer 1917. Da wohnte er mit seiner Mutter in der Villa Fortuna. Die steht ja noch.“ Und die Bäume, welche die Villa überwölben, bestätigen das, mit dem Nachdruck, den ihnen der Seewind verleiht. Sie wissen auch, ich

Ein Geschenk russischer Kriegsgefangener

hatte eine hölzerne Schaufel und ein geschnitztes kleines Boot und auch einen Vogel mit weit gespreizten Flügeln, ebenfalls aus Holz geschnitzt. Den hatten mir russische Kriegsgefangene geschenkt. Dazu einen Aluminiumring mit einem eisernen Kreuz.

Zehn Jahre später, das wissen nun wieder die Bäume am Rauschener Mühlenteich, da kam ich als Pfadfinder in einer Regennacht nach weitem Fußmarsch hierher. Eine Zeltbahn hatte ich mir über den Kopf gezogen – wo ist hier im Dickicht ein Unterschlupf? Ach hier, dicht am Teich in einer uralten Linde – sie lädt ein, hat sich in zwei mächtige auseinanderstrebende Stämme aufgeteilt, läßt dazwischen eine Mulde frei, wie geschaffen zum Schlafen. Man muß sich nur ein bißchen kümmern.

Träume kennen scheinbar keine Hindernisse

Aber wie komme ich denn jetzt plötzlich auf die Kurische Nehrung? Doch wohl von Rauschen am Strand entlang, über Neukuhren und Cranz zum Fischerdorf Sarkau. Und dann bin ich auch schon in den ersten Wanderdünen. Bin sogar in Rositten, zwischen Sand und Sumpf dahinstapfend. Und – da steht ja auch schon der Elch. Ja, er kommt ganz langsam auf mich zu, der ungeschlachte Bulle. Und sieht mich an. Und in seinen Augen steht ein uraltes Wissen. Seine mächtigen Schaufeln neigen sich, aber nicht etwa zum Angriff. Vielleicht um mich besser zu hören. Denn wir sprechen miteinander. Worte? Brauchen wir Worte? Wir sind Freunde.

Noch glimmt mein Lagerfeuer in einem von der Wanderdüne schon halb verschütteten Gehölz, dicht am Haff. Da höre ich ein Knacken, und ein mächtiger Schatten gleitet an mir vorbei. Geht er zur Tränke?

Und nun weiß ich nicht, wie ich nach Rominten komme, erinnere mich nur undeutlich an einen Fußmarsch von Gumbinnen bis zum Marinowosee. Und von da in die Rominter Heide. Es ist Herbst. Der Brunftschrei der Hirsche auf der mondbeschienenen Lichtung. Die kämpfen mit einander. Ein Käuzchenruf. Ein Rudel Wildschweine saust an mir vorbei. Die Augen des Keilers und seine Hauer blinken tückisch. Seltsam, so ängstlich ich sonst auch bin, hier habe ich keine Angst.

Aber nun bin ich ja auch schon weit fort, stehe in Königsberg auf der Dominsel, auch wieder im Dunkeln. Hier steht doch die alte Universität. Immanuel Kant – da, dieser gekrümmte Schatten an der Mauer, ob er einem noch begegnet? Nein, nein, da steht doch sein Grabmal am Dom. Und drüben, ja da ragt das Schloß empor. Ich höre, wie die Turmuhren jetzt einander antworten – zwölf Schläge, Mitternacht. Aber jetzt bin ich

»Ich sitze auf dem Thronsessel«

ja im Krönungssaal und, wahrhaftig, ich sitze auf dem Thronsessel der preußischen Könige. Bei einer Führung durch die Gemächer bin ich zurückgeblieben und auf den schimmernden Sitz geklettert. Da sitze ich nun, reiche aber mit den Füßen nicht bis auf die Erde, und schon rutschen mir die viel zu großen Filzpantoffeln von den Füßen – ein unwürdiger Anblick, ein König mit hilflos baumelnden Beinen. Ich also runter von dem Thron, in die vorgeschriebenen Pantoffeln geschlüpft, den anderen nachgelaufen, nachgerutscht und mich mit ehrbarer Miene wieder eingereiht. Immerhin, einige Sekunden war ich König gewesen, hatte geherrscht. Und jetzt nach meiner Abdankung wurde ich reichlich entschädigt, denn es ging ins Bernsteinzimmer in seiner atemberaubenden Pracht.

Die Wünsche wahr werden lassen

Wieder draußen, ganz allein, sehe ich den Turm der Schloßkirche gegen den Sternenhimmel. Schlägt es schon ein Uhr?

Und dann stehe ich am Pregelufer – die alten Speicher, wie sie sich im Wasser spiegeln. Ich stehe auf der Grünen Brücke.

Und ohne daß ich einen Schritt getan hätte, bin ich plötzlich in Luisenwahl, in dem alten verwilderten Park. Ganz nah auch das Luisenhäuschen, in dem sich die Königin Luise auf der Flucht vor Napoleon ausgeruht hat. Sehr alte Buchen stehen wie Wächter da und erzählen so viel. So vieles auch, was ich fast vergessen habe. Aber die Bäume wissen es noch.

Nach Königsberg

Ein Gefühl der Geborgenheit

Von MARGOT GEHRMANN

Endlich hatte sie etwas für sich allein, nichts davon mußte sie mit dem „großen“ Bruder teilen: Die Mutter hatte ihr versprochen, sie mit nach Königsberg zu nehmen, sie ganz allein. Eine Freundin, „die reich nach Königsberg geheiratet“ hatte, wollte sie besuchen und ihre große Tochter mitnehmen. Aber das mußte man vorbereiten und das dauert. Was soll das Kind anziehen, werden die Schuhe auch bequem sein und wie groß sollte das Reisegepäck werden – Fragen über Fragen. Und wie sollte das Geschenk für die Freundin aussehen, schließlich ist sie ja nicht irgendwer und außerdem frisch verheiratet. Einen guten Mann hätte sie gefunden.

Als dann der große Tag kam, der Bruder mitfahren wollte und deshalb heftig, aber vergeblich plärrte, konnte Margot an gar nichts anderes denken, als an den Zug. Nie war sie bisher mit der Eisenbahn gefahren, obwohl sie den Zug täglich ganz hinten, hinter dem Kartoffelacker immer wieder sehen konnte. Der Weg zum Bahnhof war weit, die Stufen in das Eisenbahnabteil sehr hoch, aber eben nichts, was sie nicht überwinden konnte. Und die Fahrt war lang. Bäume, Sträucher, Häuser flitzten am Fenster vorbei, so schnell, daß Margot immer wieder zusammenzuckte.

In Königsberg angekommen, erfaßte sie große Angst. Sehr viele Menschen liefen durcheinander, mindestens tausend oder noch mehr und sie war doch richtig froh, daß die Mutter ihre Hand fest hielt, ganz fest, aber auch nur so lange, bis eine wunderschöne Frau mit offenen Armen auf beide zu kam und der Mutter um den Hals fiel. Erstarrt blieb Margot stehen, auch noch, als die Mutter sie ansprach und ihre Hand nahm und die schöne Frau sich wunderte, wie groß Trudas Tochter schon sei.

Die Wohnung von Muttis Freundin war ganz anders als alle anderen, die sie bisher gesehen hatte. Riesengroß, mit riesengroßen Fenstern und riesengroßen Gardinen und Möbeln. Das absolut schönste aber war ein großer weißer Käfig, in dem zwei zwitschernde Vögel saßen, Vögel, die blaue und grüne Federn hatten. So etwas hatte Margot noch nie gesehen, und als die Mutter sich „die Stadt ansehen“ wollte, wäre sie am liebsten am Käfig sitzen geblieben, was sich leider nicht machen ließ. Was an der großen Stadt so großartig war, konnte Margot dann nicht nachvollziehen, einfach nur große und noch größere Häuser, viele durcheinanderlaufende Menschen. Und als es dann endlich zum Bahnhof ging, hatte sie nur noch schmerzende Füße und war müde.

„Der Zug wird ganz pünktlich sein“, sagte die wunderschöne Frau. Woher sie das wußte, sagte sie nicht, und Margot hatte ihre Zweifel. Allerdings mußte sie zugeben, daß so eine Eisenbahn doch ziemlich schlau war, denn auf der Hinfahrt hielt sie immer dort, wo Menschen auf sie warteten. Jetzt konnte sie nur hoffen, daß der Zug auch in Königsberg hielt und wußte, daß Margot auf ihn wartete – sie wollte schnell nach Hause, denn dort wartete garantiert ihr schönes weißes, weiches Bett.

Erinnerungen an die Memel

Bestimmte Sehnsüchte kann man nicht kontrollieren

Von HANNELORE PATZELT-HENNIG

Erinnerungen! Immer wieder steigen sie auf aus einer ungestillten Sehnsucht nach der Heimat und dem Leben von einst. Auf mich wirkt wie ein magisches Glied zwischen dort und hier durch die Jahrzehnte die Erinnerung an die Memel, in deren unmittelbarer Nähe ich geboren bin. Von frühester Kindheit an vertraut, im Sommer wie im Winter einbezogen in das damalige Dasein, lebt dieser unvergleichliche Strom unauslöschbar in mir fort.

Dazu gehören die in sandigen Buchten zwischen wispernden Weiden erlebten Badefreuden. Ebenso wie die „Eroberungen“

Eroberungen, die man nur als Kind macht

der Spickdämme (Buhnen) bis zur äußersten Spitze hin, wo wir Kinder uns den vorbeiziehenden Boydacks am nahesten wußten.

Immer war es spannend zu beobachten, was sich auf ihnen tat, da ganze Familien auf diesen Schleppkähnen lebten. Man sah Kinder an Deck spielen, Hunde dort umherlaufen, Wäsche auf Leinen flattern oder sich blähen. Wir winkten und freuten uns, wenn es nicht übersehen wurde. Und noch mehr als die Boydacks zogen uns die Flöße in ihren Bann, die manchmal gar nicht weit von den Spickdammspitzen vorbeitrieben. Sie kamen aus entfernten Bereichen, Gegenden, die wir nicht kannten. Und die Lieder, die die Flößer sangen, waren uns fremd wie ihre Sprache. Das machte uns alles, was stromaufwärts lag, geheimnisvoll. Stromabwärts, wo sie hintrieben, kannten wir die Strecke von den Dampferfahrten, die zu unserem Leben gehörten. Aber stromauf wären wir auch gern einmal gefahren, weit hinauf, dort wo die Flöße herkamen. Manchmal bestiegen wir einen am Ufer vertäuten Kahn und erträumten uns eine solche Reise. Was eine Träumerei blieb. Mit der Fähre auf die andere Seite des Stromes mitgenommen zu werden, glückte dagegen hin und wieder, wenn Heufuder aus den Memelwiesen herübergeholt oder leere Leiterwagen mit den dazugehörigen Gespannen übergesetzt wurden. Auf der anderen Seite angekommen, sah man dann aber zu, daß man schnell wieder zurück kam. Trotzdem blieben die Freude und der Stolz, drüben gewesen zu sein. Das alles gehörte zu unserem Sommerleben am Strom.

Wenn der Herbst nahte, lag Schwere über dem Fluß. Jetzt zeigte er sich, wie er wirklich war, tiefgründig, gebieterisch, ernst. Um diese Zeit schien es manchmal so, als geböte er sogar den Wolken, ihm geneigt zu sein. Wie ergeben hingen sie über seinen Wassern.

Entgegenkommender zeigte die Memel sich erst wieder, wenn sie eine dicke Eisdecke trug und in winterlicher Starre, wie das weißverschneite Land rundum, dalag. Dann konnte man überall hinüber und herüber und darauf entlang. Selbst Langholzfuhren wie andere Pferdeschlitten nahmen diesen

Dort lauerte eine tödliche Gefahr

Weg. Lediglich auf leicht überfrorene Wunen war zu achten, sie konnten Personen zur tödlichen Gefahr werden. Es waren jene Löcher in der Eisdekke, die sich die Quappenstecher geschlagen hatten, um mit ihren vielzinkigen breiten Speeren jene herrlich schmackhaften Fische aus dem Strom zu holen, die um die Weihnachtszeit in die Memel zum Laichen kamen.

Bis zu vier Monaten bedeckte das Eis den Strom. Und wenn es in Bewegung geriet, wenn die Memel ging, erwachte mit dem treibenden Eis die Freude auf den Frühling.

Dann atmeten die Memelschiffer in den Winterhäfen auf. Und die Fischer konnten bald schon Reusen, Kescher und Wender zu Wasser lassen. Und was ihnen von dem vielfältigen Fischreichtum des Stromes zur Beute wurde, gereichte zu so manchem schmackhaften, monatelang entbehrten Gaumenschmaus.

Wir lebten damals so ganz mit der Memel und die Memel mit uns.

Unverfälschte Natur

Ausstellung mit Werken von Ernst Sagewka

Vor der Wende zum 20. Jahrhundert trieb es viele Familien aus dem landwirtschaftlich geprägten Masuren in den Westen des Reichs, in Erwartung besserer Lebensverhältnisse. So auch die Familie Sagewka, die 1892 nach Westfalen zog, wo sie sich 1910 in Bielefeld endgültig niederließ. Sohn Ernst, der am 10. Januar 1883 in Nikolaihorst das Licht der Welt erblickt hatte, fühlte sich zu den Schönen Künsten hingezogen. Nach dem Schulbesuch und einer Lehre bei einem Dornburger Kirchenmaler nahm Ernst Sagewka 1907 ein Studium an der Bielefelder Handwerker- und Kunstgewerbeschule auf. 1911 erlernte er die Technik der Freskenmalerei bei dem Historienmaler und Restaurator Joseph Langer in Breslau. Im Ersten Weltkrieg kämpfte Sagewka in vorderster Linie in Polen und Frankreich und kam verletzt heim. Am 24. Dezember 1920 heiratete er seine Cousine Luise Maletzki.

Ernst Sagewka hatte in den Jahren zwischen den Weltkriegen mehrere Einzel- und Kollektivausstellungen. Seine Inspirationen und Motive sammelte er vorwiegend in der Senne und der Lüneburger Heide. Wenn die Finanzen es zuließen, reiste er nach Masuren, wo er bei Verwandten unterkommen konnte. Sein Weg führte ihn auch nach Marienburg, wo eine Schwester lebte. Im Rahmen der Aktion „Entartete Kunst“ war Sagewka ebenfalls betroffen. Die beschlagnahmten Bilder sind bis heute nicht wieder aufgetaucht.

Der Krieg machte schließlich auch vor den Sagewkas nicht halt. Ein Bombenangriff zerstörte das Haus in Bielefeld und damit einen Großteil seiner Werke. Erst nach dem Krieg begann die Familie mit dem Wiederaufbau.

1953 hatte Ernst Sagewka eine umfassende Einzelausstellung mit 72 Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen im Städtischen Kunsthaus Bielefeld. Sechs Jahre später starb er unerwartet am 22. August 1959. Bald wurde es still um den Maler, der Zeit seines Lebens versuchte, die in der unverfälschten Natur gewonnenen Eindrücke, in leuchtenden Farben auf das Wesentliche abstrahiert, der Nachwelt zu vermitteln. Dabei sind Pinselführung, Farbe, Licht und Schatten einerseits für ihn typisch, andererseits aber auch geprägt durch die Schule seines Lehrers Ludwig Godewols.

Noch bis zum 15. August sind nun Werke Ernst Sagewkas in der Galerie im Rathaus Hiddenhausen zu sehen. Öffnungszeiten: montags 8 bis 16 Uhr, dienstags und donnerstags 8 bis 18 Uhr, mittwochs und freitags 8 bis 13 Uhr. *eb*

Ein Selbstbildnis des Künstlers Foto: privat

Streitkultur

Man kann sich ja auch mal irren

VON GABRIELE LINS

Familienrunde. Worte fliegen wie Tennisbälle hin und her. Opa erzählt gerade kleine Erlebnisse aus früheren Urlauben: „Und dicht am Müritzsee stand ein kleines Restaurant, in dem wir immer gut gegessen haben. Wir konnten es zu Fuß erreichen.“

Oma: „Nein, wir sind doch immer mit den Rädern hingefahren. Weißt du das denn nicht mehr?“

Opa: „Gar nicht wahr! Zu Fuß sind wir gegangen, weil es nur ein paar Schritte bis da hin waren.“

Oma wegwerfend: „Na, ich will jetzt nicht streiten, aber wir sind doch mit den Rädern hingefahren. Aber bitte, ich schweige um des lieben Friedens willen.“

> Schadenfreude ist die ehrlichste Art der Freude

Opa verdreht die Augen. „Ich werde mal die alten Filme herauskramen, dann kannst du sehen, daß ich Recht habe.“

Oma: „Du willst immer Recht haben. Das kenne ich ja nun schon!“

Kurzes Schweigen zwischen den Eheleuten, dann erinnert sich Oma: „Und in Ungarn hat man uns das große Gummibötchen gestohlen. Da gingen mindestens sieben Personen hinein.“

„Falsch“, ereifert sich Opa, „so groß war das Bötchen gar nicht. Es gingen nur fünf Personen rein, aber hallo!“

Oma entrüstet: „Ich glaube, du hast Alzheimer, obwohl man über diese böse Krankheit nicht lästern soll, aber das Boot war ziemlich groß, und es gingen ..., ach, lassen wir das. Ich schweige um des lieben Friedens willen!“

Opa: „Und in Italien hat Peter mal einen Barsch aus dem Meer geangelt. Der war mindestens einen Meter lang. Der Junge hat sich riesig gefreut.“

Oma: „Ach wo! Das war gar kein Barsch, das war ein Dorsch, und der war viel kleiner als einen Meter, höchstens 50, nein, eher 30 Zentimeter.“

Opa wischt ärgerlich mit der Hand durch die Luft. „Was du immer sagst! Es war ein Barsch und der war einen Meter lang, das weiß ich ganz genau. Wir haben ihn dann gegrillt, und ich habe ihm die Haut abgezogen. Das ging ziemlich schwer, denn ...“

Oma fällt ihm lachend ins Wort: „Der Fisch, dem du die Haut abgezogen hast, war ein Aal. Du bist dabei rückwärts auf den Hintern gefallen, als die Haut endlich ab war.“

„Das stimmt“, ruft die Tochter der Eheleute, „wir waren alle dabei und haben noch so gelacht! Und du hast gesagt, wir wären schadenfroh.“

Opa zuckt mit den Schultern. „Kann sein, daß ich mich vertan habe. Aber Alzheimer habe ich deswegen noch lange nicht. Na ja, um des lieben Friedens willen ...“

„Man kann sich ja mal irren“, meint Oma versöhnlich.“

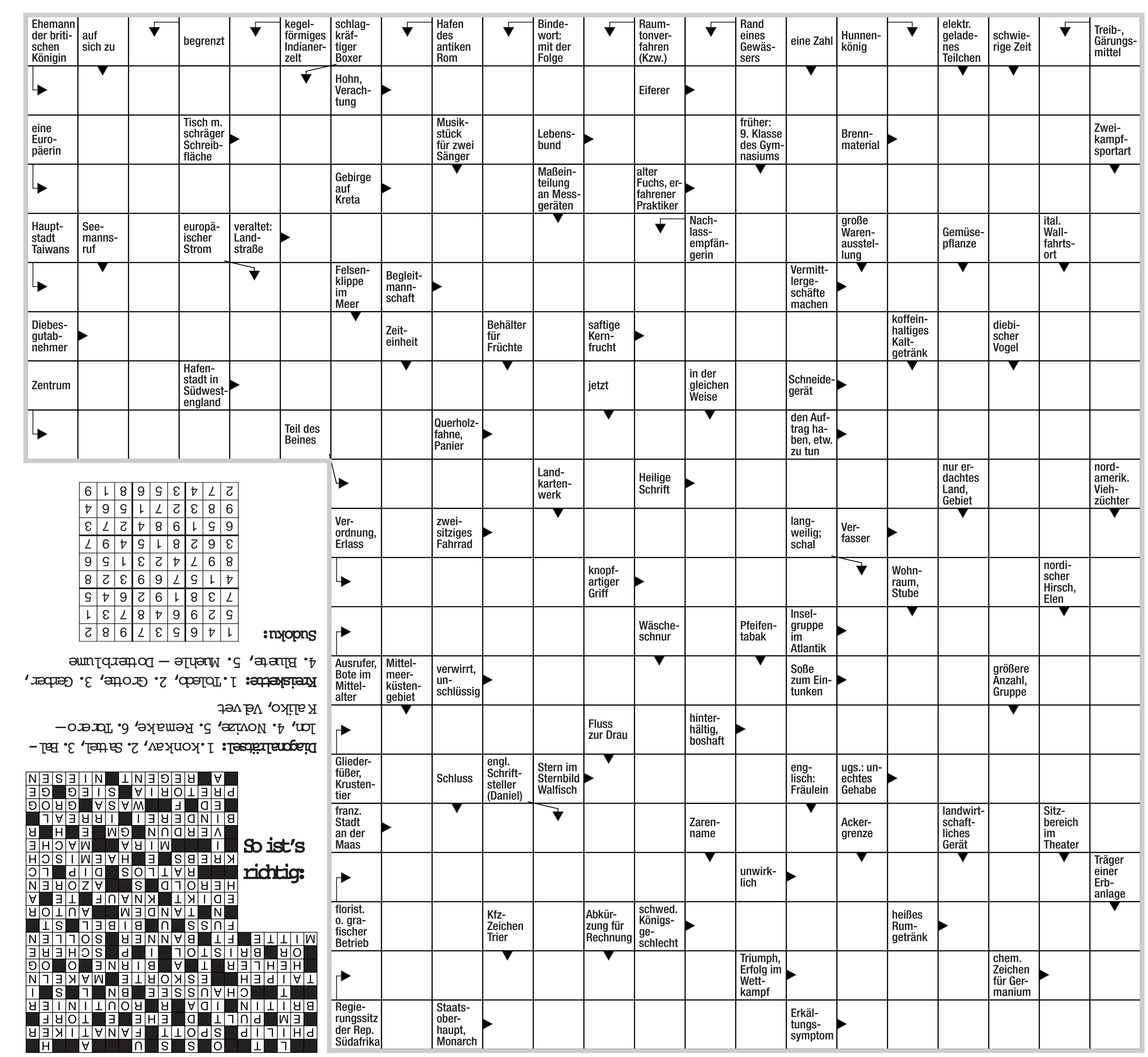
Opa: „Gerade du irrst dich ganz schön oft, meine Liebe.“

Oma: „Du wohl nicht? Na, hör mal! Wenn ich dir erzählen würde, wie oft du dich schon vertan hast, wenn du was zum Besten geben wolltest!“

Opa gekränkt: „Na, wie oft denn. Hast du es gezählt?“

Jetzt grinst Oma. „Wir beiden Alten sind doch nicht mehr ganz gescheit. Es ist doch Irrsinn, sich um solche Bagatellen zu streiten!“

Opa: „Da hast du mal Recht! Man sagt ja: Der Klügere gibt nach, nicht wahr, und deshalb bin ich jetzt still ... um des lieben Friedens willen.“

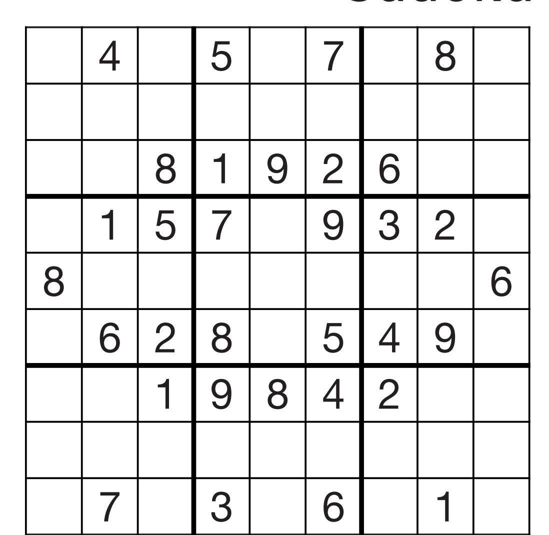


So ist's richtig:

Diagonalrätsel: 1. konkav, 2. Sattel, 3. Ballon, 4. Novize, 5. Remake, 6. Torero – Kaliko, Velvet

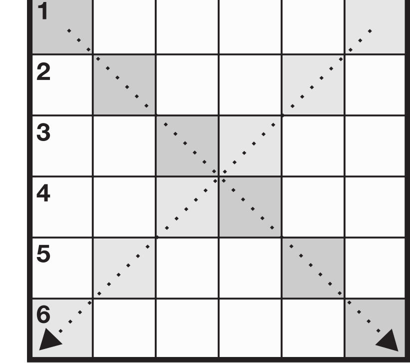
Kreiskette: 1. Toledo, 2. Grotte, 3. Gerber, 4. Blüte, 5. Mühle – Dotterblume

Sudoku



Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



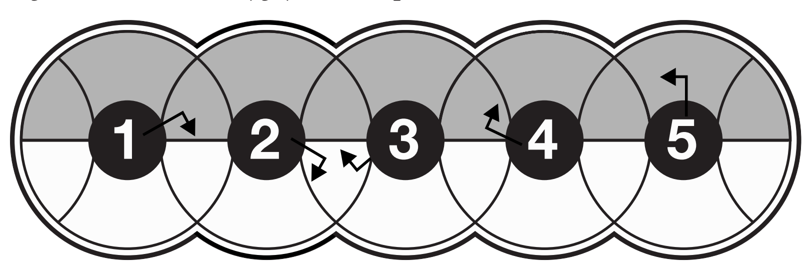
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Baumwollgewebe.

1 nach innen gewölbt (Optik)
2 Reitersitz
3 Flugkörper
4 Klosterneuling
5 Neuverfilmung
6 Stierkämpfer

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein Hahnenfußgewächs.

1 spanische Stadt am Tajo, 2 Felsenhöhle, 3 Handwerker (Leder), 4 gefälschte Banknote (ugs.), 5 Brettspiel



Mit ihm starb der letzte Zar

Noch vor dem Tod von Nikolaus II. wurde sein Nachfolger Michail II. »auf der Flucht erschossen«

Von Wolfgang Reith

Wenn in diesem Jahr des 90. Todestages des russischen Zaren Nikolaus II. gedacht wird, der am 17. Juli 1918 zusammen mit seiner Familie kaltblütig erschossen wurde, dann spricht man bezüglich Nikolaus gemeinhin vom letzten Herrscher des alten russischen Kaiserreiches. Tatsächlich aber hatte Nikolaus am 2. März 1917 zugunsten seines Bruders Michail abgedankt, der dann für einen Tag Zar wurde, bevor auch er dem Thron entsagte und ebenso wie Nikolaus im Jahr darauf einem sowjetischen Mordkommando zum Opfer fiel.

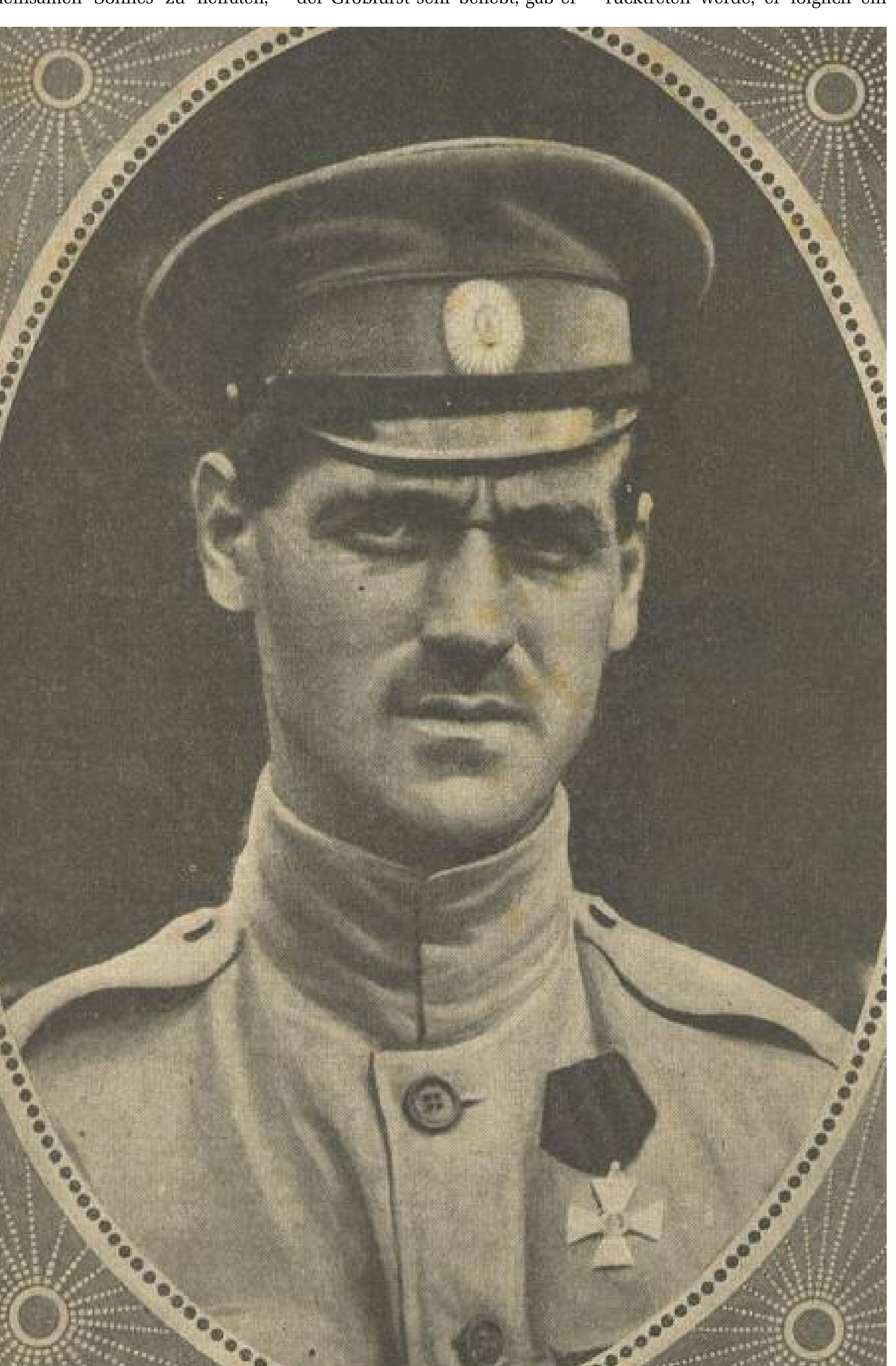
Michail Alexandrowitsch Romanow wurde am 22. November 1878 als jüngster Sohn Zar Alexanders III. und seiner Gemahlin Maria Fjodorowna in St. Petersburg geboren. Als 1899 sein älterer Bruder Georgi bei einem Motorradunfall stirbt, wird Michail zum Zarewitsch (Kronprinz), da das Kaiserpaar – Michails ältester Bruder Nikolaus regiert inzwischen seit 1894 – bisher nur Töchter hat, die von der Thronfolge ausgeschlossen sind. Das ändert sich dann 1904, als mit Alexej endlich der ersehnte Erbe geboren wird. Weil sich aber bald herausstellt, daß dieser an der Bluterkrankheit leidet, bleibt Michail weiterhin präsumtiver Thronfolger oder auch Regent, falls der Zar vor der Volljährigkeit seines Sohnes (im Alter von 16 Jahren und damit 1920) sterben sollte.

1902 lernte Michail die britische Prinzessin Beatrice Leopoldine Victoria kennen. Beide verliebten sich ineinander und wollten auch heiraten, doch weil sie Cousin und Cousine ersten Grades waren, durften sie nach den Statuten der russisch-orthodoxen Kirche keine Ehe eingehen, und so verweigerte Zar Nikolaus II. seine Zustimmung.

Seit seinem 20. Geburtstag diente Michail als Offizier in der Armee, zunächst bei der Artillerie, dann bei der Kavallerie, in der er 1902 bei den Blauen Kürassieren (Leibgarde-Kürassiere Ihrer Majestät – im Gegensatz zu den Leibgarde-Kürassieren Seiner Majestät, den Gelben Kürassieren) Regimentskommandeur wurde.

Nachdem er bereits 1906 eine Bürgerliche hatte heiraten wollen, was ihm sein Bruder allerdings untersagte, verliebte er sich 1908 erneut in eine Nichtadlige, die dazu noch in zweiter Ehe verheiratet (und zuvor geschieden) war und deren Ehemann als Offizier in Michails Regiment diente. Als der Zar von der Beziehung erfuhr, ordnete er Michails Strafversetzung nach Orel, südlich von Moskau und damit über 1000 Kilometer vom bisherigen Standort entfernt, an. Doch diesmal gab der Großfürst nicht nach – so überwältigt war er von seiner Liebe zu jener Frau, die ihre Gefühle in demselben Maße erwiderte, daß beide trotz der erzwungenen Trennung die Beziehung aufrechterhielten.

Bei der neuen Frau, die Michails künftiges Leben bestimmen sollte, handelte es sich um Nathalie (genannt „Natascha“) Sergejewna. Geboren am 27. Juni 1880 in Perowo bei Moskau, heiratete sie 1902 Sergej Mamontow; aus der Ehe ging eine Tochter, Nathalie (genannt „Tata“) hervor. Bereits 1907 erfolgte die Scheidung, und noch im selben Jahr heiratete sie erneut, und zwar Wladimir Wulfert, Leutnant im Regiment der Blauen Kürassiere in Gatschina bei St. Petersburg. Dessen Kommandeur war Großfürst Michail und deshalb lernte sie diesen auch schon bald darauf kennen. Es entwickelte sich eine leidenschaftliche Verbindung, die zum Bruch ihrer zweiten Ehe führte. Aber noch vor der offiziellen Scheidung wurde am 24. Juli 1910 Michails und Nathalies unehelicher Sohn Georgi geboren. Auf Drängen des Großfürsten wurde der Scheidungstermin später vordatiert. Seit dem 1. September 1912 führte Nathalie endlich den Namen Madame Brasowa (nach Michails Gut Brasowo), der Sohn hieß amtlich Georgi Michailowitsch Brasow.


Zar Michail II.: Er saß nur einen Tag auf dem russischen Thron. Foto: Archiv

Obwohl der Zar seinem Bruder untersagte, die Mutter des gemeinsamen Sohnes zu heiraten, und er auch alles daran setzte, dies zu verhindern – er ließ das Paar auf allen seinen Reisen durch die Geheimpolizei bespitzeln –, gelang es Michail und Nathalie dennoch, am 16. Oktober 1912 in einer orthodoxen Kirche in Wien heimlich den Bund der Ehe zu schließen. Damit aber hatten sie dem Willen des Zaren zuwidergehandelt, der die Hochzeit trotz ihres offiziellen Charakters (nach orthodoxem Ritus) nicht anerkannte, und so kam eine Rückkehr nach Rußland denn auch nicht mehr in Betracht. Außerdem wurde Michail von einer möglichen Regentschaft ausgeschlossen.

Von 1912 bis 1913 lebte das Paar mit dem gemeinsamen Sohn sowie Nathalies Tochter aus erster Ehe im Exil in Frankreich, dann siedelten sie nach Großbritannien über. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 gestattete der Zar seinem Bruder und dessen Familie die Rückkehr nach Rußland. Er erkannte die Liaison als morganatische Ehe an, und Nathalie erhielt den Titel einer Gräfin Brasowa. Am 26. März 1915 wurde schließlich auch Sohn Georgi als Graf Brasow der Status der Legitimität verliehen.

Michail wurde wieder in die Armee aufgenommen und befehligte als Generalmajor die „Wilde Division“, die sich aus muslimischen Reitern der Kaukasusregion zusammensetzte und an der österreichisch-ungarischen Front kämpfte. Bei seinen Soldaten war der Großfürst sehr beliebt, gab er sich doch stets kontaktfreudig und volksnah.

Am 2. März 1917 dankte Zar Nikolaus II. für sich selbst sowie für seinen Sohn Alexej, von dem er wegen dessen Krankheit nicht getrennt werden wollte, zugunsten seines Bruders, Großfürst Michail Alexandrowitsch, ab, dem er in der diesbezüglichen Urkunde „... Unseren Segen für seine Thronbesteigung im russischen Staat ...“ erteilte und der damit ausdrücklich nicht nur Regent, sondern „Seine Majestät Michail II., Kaiser von ganz Rußland, König von Polen und Großfürst von Finnland ...“ war. Die Neuigkeit sprach sich wie ein Lauffeuer herum, und am nächsten Tag leistete ein großer Teil der Armee bereits den Treueid auf den neuen Zaren.

Aber das Parlament, die Duma, und die Provisorische Regierung sahen im Fortbestand der Romanow-Dynastie mehrheitlich die Gefahr eines Bürgerkrieges heraufziehen. Nach dem Motto „Er oder wir“ faßte man deshalb den Beschluß, auch Zar Michail zur Abdankung zu überreden. Eine Abordnung der Duma unter deren Präsidenten, Michail Rodsjanko, sowie der Provisorischen Regierung unter Ministerpräsident Fürst Grigorij Lwow fuhr deshalb zur Wohnung Michails in der Millionaja Straße in St. Petersburg, um ihn zur Entscheidung zu drängen. Sie machten ihm unmißverständlich klar, daß, wenn er sein Amt ausübe, die Regierung zurücktreten werde, er folglich ein Zar ohne Regierung sein werde, womit ein Bürgerkrieg programmiert sei. Die Alternative bestehe darin, daß er abdanke, und die Provisorische Regierung anschließend mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln die öffentliche Ordnung im Lande wiederherstellen werde. Weil Michail aber nicht endgültig dem Thron entsagen, sondern die letzte Entscheidung über die zukünftige Staatsform einer vom Volk bestimmten Nationalversammlung überlassen wollte, wählte er in seinem Manifest vom 3. März 1917 eine Formulierung, die alles offen ließ:

„Durch den Willen meines Bruders ist mir eine schwere Bürde auferlegt worden. Er hat mir den Kaiserthron von Rußland in einer Zeit beispielloser kriegerischer Auseinandersetzungen und Unruhen im Volk übergeben.

Getragen von dem gleichen Gedanken wie das ganze Volk, daß das Wichtigste das Wohl des Landes ist, habe ich den festen Entschluß gefaßt, die höchste Gewalt nur dann anzunehmen, wenn dies der Wille unseres großen Volkes ist. Es ist sein Recht, die Regierungsform und die neuen Grundgesetze des russischen Staates durch allgemeine Wahlen mittels seiner Vertreter in der konstituierenden Nationalversammlung zu bestimmen.

Daher erbitte ich Gottes Segen und ersuche alle Bürger Rußlands, der Provisorischen Regierung zu gehorchen. Sie ist auf Initiative der Duma entstanden und mit aller Machtfülle ausgestattet, bis die konstituierende Nationalversammlung, die so rasch wie möglich durch unmittelbare, gleiche und geheime Wahlen einzuberufen ist, dem Willen des Volkes durch ihre Entscheidung über die Regierungsform Ausdruck verleihen wird. Unterzeichnet: Michail.“

Dadurch war klargestellt, daß der neue Souverän die Macht im Staat vorerst auf die Provisorische Regierung übertragen hatte, die sich ihrerseits durch ihn legitimiert fühlen durfte; zugleich hielt er sich aber offen, sein kaiserliches Amt wieder auszuüben, sofern die zu wählende Nationalversammlung sich für die Beibehaltung der Monarchie entscheiden und Michail erneut mit der Führung der Geschicke des Landes betrauen würde. Durch diese Interimslösung blieb Rußland zunächst eine Monarchie, wenn auch ohne einen Monarchen. Erst als Ministerpräsident Alexander Kerenski, der Nachfolger von Fürst Lwow, am 1. September 1917 Rußland zu einer demokratischen Republik erklärte, war auch das verfassungsrechtliche Ende der Zarenherrschaft gekommen.

Nach seiner vorläufigen Abdankung lebte Michail mit seiner Familie in Gatschina bei St. Petersburg, bis er Anfang September 1917 auf Anordnung von Ministerpräsident Kerenski unter Hausarrest gestellt wurde. Nach der Machtübernahme der Bolschewisten spielte er zeitweilig in Gedanken Fluchtpläne durch, blieb dann aber doch. Für die kommunistische Regierung war er fortan „Bürger Michail Romanow“.

Am 7. März 1918 wurde der Ex-Zar zusammen mit seinem Sekretär Nichols Johnson verhaftet und nach Perm in den Ural deportiert, wo man sie in einem Hotel unterbrachte. Hierher kam Nathalie nach, die vorher ihre Kinder nach Dänemark hatte bringen lassen, doch als sich die Bürgerkriegssituation im Lande verschärfte, reiste sie im Mai wieder ab und gelangte auf abenteuerlichen Wegen ins Ausland.

Michail aber, der letzte Zar, war dann der erste Romanow, der ermordet wurde, nachdem die Bolschewisten unter Führung Lenins und Swerdlows in Moskau beschlossen hatten, die Mitglieder des ehemaligen Herrscherhauses umbringen zu lassen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1918 wurden Michail und sein Sekretär aus ihrer Unterkunft abgeholt und in einen nahegelegenen Wald gebracht, wo man sie kurzerhand erschoß. Als Motiv wurde später angeführt, beide hätten sich bei dieser angeblichen Überführungsfahrt absetzen wollen und seien dann auf der Flucht erschossen worden. Ihre sterblichen Überreste wurden bis heute nicht gefunden.

1996 stellte eine Gruppe von Ortsbewohnern auf Privatinitiative hin in dem Waldgrundstück, wo die Tat geschah, ein schlichtes Holzkreuz auf – im Gedenken an Rußlands letzten Zaren, Michail II.

Als die SPD verboten wurde

Von Manfred Müller

Nachdem sich die politischen Machtverhältnisse in ungeahnter Weise überschlagen haben, komme ich dem Verbot – der SPD als Mitglied noch weiter anzugehören – zuvor und erkläre hiermit meinen Austritt aus der Partei.“ Dies teilte am 29. März 1933 ein Obersteuersekretär dem SPD-Ortsverein Hannover mit. Ebenfalls an diesem Tage schrieb ein Oberpostsekretär dieser SPD-Organisation: „Die Verhältnisse veranlassen mich, hiermit meinen Austritt aus der Sozialdemokratischen Partei zu erklären.“

Solche Austrittserklärungen gingen seit Bildung der Regierung Hitler in zunehmendem Maße bei den Ortsvereinen der SPD ein. Diese hatte es in der Weimarer Republik verstanden, zahlreiche Mitglieder und Anhänger im öffentlichen Dienst unterzubringen – in der Hoffnung, auf diese Weise die neue Ordnung zu stabilisieren. Bedingt durch die große Feindseligkeit, mit der die Sozialdemokraten den Nationalsozialismus bekämpft hatten, fürchteten nun zahlreiche SPD-Mitglieder und -Sympathisanten, unter den neuen Machthabern sei ihre berufliche Existenz gefährdet, und distanzierten sich von ihrer Partei.

Viel Haß und Gewalttätigkeit schlug den gedemütigten Sozialdemokraten von ihren siegreichen Gegnern in diesen Tagen entgegen. Diese dachten an die zahlreichen administrativen Behinderungen und Benachteiligungen aus der Weimarer Zeit zurück, auch an die verbalen Feindseligkeiten: „Radaubewegung“, „politische Säuglinge“, „Kloakenfarbige Landsknechte“, „Hakenkreuzvandalen“ und so weiter. Nun wurde – nicht nur verbal – heimgezahlt, und mehr als das.

Frick-Erlaß vom 21. Juni 1933

Im Mai 1933 diagnostizierte das Geheime Staatspolizeiamt Berlin einen Auflösungsprozeß der SPD und stellte fest: „Die Auflösungserscheinungen in der SPD nehmen einen immer schnelleren Verlauf.“ Als Begründung führen die Gestapo-Beamten an: „Die Mutlosigkeit und Verzweiflung der sozialdemokratischen Massen wurde besonders herbeigeführt durch die Flucht der obersten Parteiführer ins Ausland, Loyalitätsbeteuerungen der Unterführer, insbesondere der Hilfs- und Sportorganisationen, Mandatsniederlegungen, Massenflucht sozialdemokratischer Beamter aus der Partei, Auflösung einzelner Ortsgruppen u.a.m.“

Dies ist nur nachvollziehbar, wenn man den NS-Terror gegen die SPD und ihre Organisationen berücksichtigt. Am 21. Juni 1933 holte das NS-Regime zum ultimativen Schlag aus. Per Erlaß wurde der SPD durch Reichsinnenminister Wilhelm Frick jedwede Tätigkeit untersagt. Als eine „staats- und volksfeindliche Partei“ müsse die SPD angesehen werden, sie könne „keine andere Behandlung mehr beanspruchen, als sie von der deutschen Regierung der kommunistischen Partei gegenüber angewandt worden ist“. Bis Ende Juni 1933 wurden rund 3000 Sozialdemokraten, zumeist Abgeordnete und Funktionäre, verhaftet. Fricks Juni-Erlaß traf eine zusammenbrechende Partei. Aber trotz brutalen Zugriffs der NS-Behörden gelang es in den folgenden Jahren nicht, den losen Zusammenhalt kleiner sozialdemokratischer Gruppen völlig zu zerstören. Auch deshalb war nach der NS-Zeit ein Neuanfang möglich.

HIV-Test in 20 Minuten

Ein neuer HIV-Test liefert innerhalb von nur etwa 20 Minuten sichere Ergebnisse. Für den Test wird eine Flüssigkeit aus dem Mund des Patienten auf Antikörper untersucht. Dies geschieht über einen speziellen Streifen, ähnlich wie bei einem Schwangerschaftstest. Im Vergleich zum herkömmlichen Test mit einer Blutprobe zeigte das Verfahren eine völlige Übereinstimmung bei den Ergebnissen, wie Forscher um Nitika Pant Pai von der McGill-Universität in Montreal ermittelten. Die Wissenschaftler hatten über 1000 Frauen sowohl mit der neuen Methode auf HIV als auch auf herkömmliche Weise getestet. Ihre Ergebnisse stellen sie im Fachmagazin „PLoS Medicine" vor. In der von Pant Pai getesteten Methode wird eine bestimmte Flüssigkeit im Mundraum des Patienten untersucht, die am Zahnfleisch abgesondert wird. Die Flüssigkeit enthält ähnlich viele Antikörper wie Blutplasma und ist daher sehr gut zur HIV-Bestimmung geeignet. Mit einem Stäbchen wird im Mund des Patienten eine Probe entnommen und anschließend in eine spezielle Lösung gegeben. Darin erfolgt ein Prozeß, der auch Schwangerschaftstests zugrunde liegt, die sogenannte Immunochromatographie. Antikörper aus der Probe und Antigene auf dem Streifen binden aneinander, und nach 20 bis 40 Minuten erscheint eine violette Linie auf dem Streifen, falls der Test positiv ausgefallen ist. Das ist wesentlich schneller als mit den herkömmlichen Methoden. Ein weiterer Vorteil: Den Patienten muß kein Blut abgenommen werden. Der schnelle Speicheltest könnte breite Anwendung in Ländern finden, in denen die medizinische Versorgung schlecht ist. Besonders in Risikogruppen könnte die Zahl derer gesenkt werden, die nicht über ihren HIV-Status Bescheid wissen, hoffen die Forscher. Auf lange Sicht soll ein freiverkäuflicher Test für den Heimgebrauch entwickelt werden. *ddp*

Verschleppte Atemnot

Das gut behandelbare Asthma bronchiale wird oft zu spät diagnostiziert

Von HAIKO PRENGEL

Daß Asthma ein derart großes Problem in Deutschland darstellt, ist nach Ansicht von Experten eigentlich unnötig. Die Lungenkrankheit ist heute gut behandelbar, sofern die Betroffenen rasch und möglichst noch im frühen Kindesalter von einen kompetenten Facharzt betreut werden. Doch das ist häufig nicht der Fall: Gerade Erwachsene bagatellisieren die Symptome und zögern den Arztbesuch zu lange heraus. Oder aber der Betroffene gerät an einen Mediziner, der die Symptome nicht ernst nimmt und die Krankheit nicht angemessen behandelt, wie Falko Panzer, Facharzt für Kinderpneumologie und -allergologie in Mannheim, bemängelt.

Ungenügend behandelte Asthmapatienten sind ihm zufolge einfach zu erkennen: Sie tragen ein Spray mit sich herum und inhalieren mehrmals am Tag bronchienerweiternde Wirkstoffe. Als Notfallmedikament sind diese Sprays laut Panzer auch durchaus sinnvoll: Bei einem Anfall werden die verengten Bronchien wieder erweitert und die Luftnot wird beendet. Für die langfristige Therapie eines Asthma bronchiale eigneten sie sich aber nicht. „Damit werden nur die Symptome, nicht aber die Ursache bekämpft", betont der Mediziner.

Die Ursache für verengte Bronchien und Luftnot ist eine asthmatische Entzündung des Bronchialgewebes. Die Symptome können auf ganz unterschiedliche Weise hervorgerufen werden, zum Beispiel durch eine Infektion der Atemwege, besonders häufig aber durch Allergien. Mittel der Wahl sind deshalb entzündungshemmende Medikamente: „Wird eine frühkindliche Asthma-Neigung bei zwei bis drei Jahre alten Kindern diagnostiziert, liegt die Wahrscheinlichkeit bei 80 Prozent, daß die Kinder die Symptome zwei bis drei Jahre später wieder verlieren", erläutert Panzer.

Wird die Krankheit dagegen verschleppt oder unzureichend behandelt, kommt es zu einer chronischen Entzündung, es drohen irreversible Schäden der Lunge: „Ein sogenanntes Emphysem kann entstehen, das heißt, die Lungenbläschen werden überbläht und die Lunge wird schlaff wie ein Lappen", sagt Panzer.

Dann ist irgendwann der Zeitpunkt gekommen, wo Patienten tatsächlich nicht mehr ohne Notfallspray auskommen, weil sie schon bei kleinsten Anstrengungen Luftnot kriegen. Nicht selten kommt dann sogar jede Hilfe zu spät.

„Immer noch sterben jedes Jahr rund 4000 Menschen an einem Asthmaanfall", beklagt Harald Mitfessel, Facharzt für Pneumologie und Allergologie in Remscheid. Hinzu kommen die Millionen schwerkranker Patienten mit zu spät diagnostiziertem Asthma, für deren Behandlung jedes Jahr Unsummen aufgebracht werden müssen.

Sport stärkt die Lungen und Atemmuskulatur

Gerade Eltern sollten deshalb aufmerksam sein, wenn ihr Nachwuchs über längere Zeit Husten oder Atembeschwerden hat. Oft geht Asthma eine fiebrige Infektion der Atemwege voraus, Mediziner sprechen von einem „infektgetriggerten" Asthma bronchiale. „Kennzeichen ist, daß der Schnupfen nach ein bis zwei Wochen verschwindet, der Husten aber bleibt", erläutert Panzer. Dann sollten Eltern nicht zögern, einen Kinderarzt aufzusuchen.

Darüber hinaus hat die Erkrankungswahrscheinlichkeit mit der genetischen Veranlagung zu tun. Erhöhtes Risiko besteht deshalb für Kinder aus Familien, in denen Asthma bereits seit Generationen ein Problem ist. Zudem erkranken Allergiker überdurchschnittlich häufig an Asthma. „Es liegt eine bronchiale Übererregbarkeit vor – eine Art Vorstufe von Asthma. Das heißt, die Betroffenen reagieren auf Kälte, körperliche Belastung oder Allergien besonders schnell mit einer Verkrampfung der Lungen", erläutert Facharzt Mitfessel.

Darüber hinaus zeigt sich Asthma häufig bei oder nach körperlicher Belastung. Eltern sollten also mißtrauisch werden, wenn ihr Sprößling beim Fußball oder Tennis ständig husten muß oder ungewöhnlich schnell Luftnot bekommt – auch dann ist ein Besuch beim Kinderarzt beziehungsweise Kinderlungenarzt angezeigt. Ein völlig „falsches Signal" sei dagegen, die Kinder wegen Asthma ganz aus Verein und Sportunterricht herauszunehmen. „Sport stärkt die Lungen und die Atemmuskulatur und kann eine Asthma-Therapie unterstützen", sagt Panzer. Dies hätten schon mehrere Spitzensportler mit Höchstleistungen bei Olympia gezeigt – trotz schweren Asthmas.

Der Deutsche Allergie- und Asthmabund hält auf seiner Internetseite www.daab.de umfangreiche Informationen über die Lungenkrankheit bereit. Eine alternative Anlaufstelle ist die Deutsche Atemwegsliga (www.atemwegsliga.de). Die Nationale Kontakt- und Informationsstelle zur Anregung und Unterstützung von Selbsthilfegruppen (www.nakos.de) gibt bei der Suche nach Asthma-Selbsthilfegruppen Unterstützung.



Patientin mit Asthma-Spray: Zur langfristigen Therapie nicht geeignet Foto: ddp

Schwerer Schicksalsschlag

Können Eltern sich vor dem plötzlichen Kindstod schützen?

Von C. TARASCHEWSKI

Sie sterben vollkommen unerwartet über Nacht in ihren Betten: Der plötzliche Kindstod trifft fast jeden Tag ein Baby in Deutschland. Statistiken zufolge ist dieses Syndrom die häufigste Todesursache im ersten Lebensjahr. In den vergangenen Jahren ging die Sterblichkeit allerdings stark zurück – nicht zuletzt wegen der guten Aufklärungsarbeit über die Risikofaktoren, berichtet der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte (BVKJ).

Lange Zeit konnten sich die Forscher einen solchen Tod nicht erklären. Denn die eigentliche Todesursache ließ sich auch durch anatomische Untersuchungen nicht feststellen. Nach mehreren Jahren Forschungsarbeit kristallisierten sich dann aber zunächst die Risikofaktoren heraus: Die meisten gestorbenen Babys schliefen in Bauchlage in ihren Betten, häufig in zu heißen oder zu feuchten Schlafzimmern. Viele der Kinder waren unter zu warmen Decken überhitzt. Waren die Eltern Raucher oder ließen sie ihre Kinder in einem separaten Zimmer schlafen, war die Sterblichkeit ebenfalls höher.

Was die Ursachen des plötzlichen Kindstods betrifft – dazu verfolgen Mediziner viele verschiedene, voneinander unabhängige Ansätze. Eine Theorie geht beispielsweise davon aus, daß abgeknickte Blutgefäße die Versorgung des Gehirns unterbrechen und der Sauerstoffmangel schlußendlich zum Atemstillstand führt. Das kann schon durch eine falsche Liegeposition ausgelöst werden.

Wieder anderen Studien zufolge funktioniert bei den betroffenen Säuglingen die Notfallatmung nicht mehr richtig. Kinder, deren Atemwege durch das Liegen auf dem Bauch oder durch Gegenstände wie etwa ein Kissen blockiert werden, können demnach nicht mehr nach Luft schnappen und ersticken.

Eltern sollten auf kurzzeitige Aussetzer in der Atmung des Säuglings und andere Auffälligkeiten achten

Sich bei der Erforschung des Phänomens allein auf die Ursachen zu beschränken, sei allerdings ein fataler Irrtum, sagt Thomas Erler, Chefarzt der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin des Carl-Thiem-Klinikums in Cottbus. Er hält es für kurzsichtig, wenn nicht sogar gefährlich, die Prävention außer Acht zu lassen, denn die Suche nach Risikofaktoren und deren Vermeidung zeigt schon seit Jahren verläßliche Erfolge.

Für den Alltag ergibt sich aus den bisherigen Erkenntnissen eine ganze Reihe wichtiger Maßnahmen zur Vorbeugung. Dazu zählt, eine neue Matratze zu verwenden, anstatt sie von Kind zu Kind weiterzureichen.

Außerdem sollte darauf geachtet werden, daß das Kind weder in Bauchlage schläft, noch daß es beim Schlafen unter Decken oder Polster geraten kann. Ein Kissen hat im Kinderbett ebenfalls nichts zu suchen, denn das ausgeatmete Kohlendioxid könnte sich dort sammeln und wird dann anschließend wieder eingeatmet. Überhitzung verhindern kann ein Schlafsack, in dem der Säugling nicht verrutschen kann und der das Kind außerdem optimal warm hält.

Während der ersten Zeit, in der das Kind im Schlafzimmer schläft, kann auch auf Anzeichen wie kurzzeitige Aussetzer in der Atmung geachtet werden. Ein kurzes Stocken in der Atmung ist selbst bei Erwachsenen normal. Nur wenn diese sogenannten Apnoephasen länger als 20 Sekunden dauern, besteht Grund zur Sorge.

Andere Auffälligkeiten wie Schwitzen, Blaufärbung der Lippen oder der Schleimhäute, Blässe, schrilles Schreien, wiederholtes Verschlucken und Erbrechen sind Alarmsignale, die sofort mit einem Kinderarzt besprochen werden sollten, empfiehlt der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte.

Der plötzliche Tod des Kindes über Nacht läßt bei den betroffenen Eltern ein Gefühl von Hilflosigkeit zurück. Sie werden nach einem solchen Schicksalsschlag oft von starken Schuldgefühlen geplagt. In den meisten Fällen muß bei diesem tragischen Verlust erst von der Polizei ausgeschlossen werden, daß Gewaltanwendung vorgelegen hat.

In dieser seelischen Krise, die auf einen solchen Vorfall folgen kann, können sich die Eltern an Beratungszentren wenden wie etwa die „Elterninitiative plötzlicher Kindstod".

Eine neue Entwicklung könnte in Zukunft die Alarmsignale des schlafenden Säuglings kontrollieren: Forscher des von Heinrich Planck geleiteten Instituts für Textil- und Verfahrenstechnik in Denkendorf haben drei Jahre an einem Strampler mit integrierten Sensoren gearbeitet, der permanent Herzschlag, Atmung, Körpertemperatur und Körperfeuchtigkeit des Säuglings überwacht.

Momentan wird das System in weiteren Untersuchungen getestet, um es in ein bis zwei Jahren auf den Markt bringen zu können, sagt der leitende Entwickler Hans-Jürgen Horter. Der Strampler soll die Eltern frühzeitig vor lebensbedrohlichen Situationen bei ihren Kleinen warnen.

Ausgebremst

Wenn Herzmuskelzellen wuchern

Von ROSEMARIE KAPPLER

Die chronische Herzschwäche ist bei Patienten über 60 Jahren die häufigste Diagnose für Krankenhauseinweisungen. Ursachen gibt es viele. Sie reichen von den Folgen zu hohen Blutdrucks, über eine Mangeldurchblutung der Herzkranzgefäße und auch Virusinfektionen – zum Beispiel infolge einer Grippe – welche die Pumpfunktion des Herzens schwächen. Häufig ist auch eine Verminderung der Leistungsfähigkeit des Herzmuskelgewebes selbst die Ursache. Diese als Kardiomyopathie bezeichnete Herzmuskelerkrankung tritt in zwei Formen auf. Bei der dilatativen Kardiomyopathie dehnen sich die Herzhöhlen auf und werden größer, bei der hypertrophischen Form nimmt die Herzmuskelmasse zu, das Herz vergrößert sich. Warum die Herzmuskelzellen plötzlich unkontrolliert zu wachsen beginnen, darauf haben der Kardiologe Prof. Rainer Dietz und der Neurologe Prof. Matthias Endres an der Berliner Charité möglicherweise eine Antwort gefunden, die vielleicht sogar Wege für neue Behandlungsansätze eröffnen kann.

In ihrer in dem Fachmagazin „Nature Medicine" veröffentlichten Arbeit weisen beide Forscher nach, daß das Protein 27 (p27) das Wachstum von Muskelzellen des Herzens kontrolliert. Bekannt ist das Protein bisher vor allem aus der Tumorforschung. „p27 wirkt wie eine Bremse auf das Zellwachstum", erläutert Dietz. „Schaltet man die Bremse aus, wachsen die Zellen unkontrolliert. Es entsteht Krebs." Im Tierversuch zeigten die Wissenschaftler nun, daß sich dieser Mechanismus auch auf Herzmuskelzellen übertragen läßt: Schaltet man p27 bei Mäusen aus, kommt es unter Streßbedingungen zu einem krankhaften Wachstum von Herzmuskelzellen. „Gelingt es uns, diesen krankhaften Wachstumsprozeß in die richtigen Bahnen zu lenken, könnte man Herzmuskelzellen regenerieren", erläutert Endres. „Das wäre ein entscheidender Durchbruch, da diese Zellen, einmal abgestorben, bislang nicht wieder nachwachsen können."

Für Patienten mit Herzmuskelschwäche könnte das langfristig eine neue Perspektive sein, denn bisher kann man diese Krankheit nur symptomatisch behandeln: „Mit Hilfe verschiedener Medikamente können wir die Arbeit des Herzens erleichtern, jedoch nicht die Heilung des kranken Gewebes anregen", sagt Dietz. Aber auch Schlaganfallpatienten können hoffen: Da nicht nur Herzmuskelzellen, sondern auch Nervenzellen kein regeneratives Wachstum aufweisen, könnten die neuen Erkenntnisse zu p27 langfristig auch dazu dienen, neue therapeutische Ansätze für den Schlaganfall zu entwickeln.

SUPER-ABOPRÄMIE

für ein Jahresabo der

Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ostpreußenblatt
Das Ende der Reformen



3 x Preußen für Sie als Geschenk

Unser wertvolles Preußen-Paket, bestehend aus zwei Büchern und einer DVD.

B. Schrader, Franz Kugler
Friedrich der Große und seine Zeit in Bild und Wort

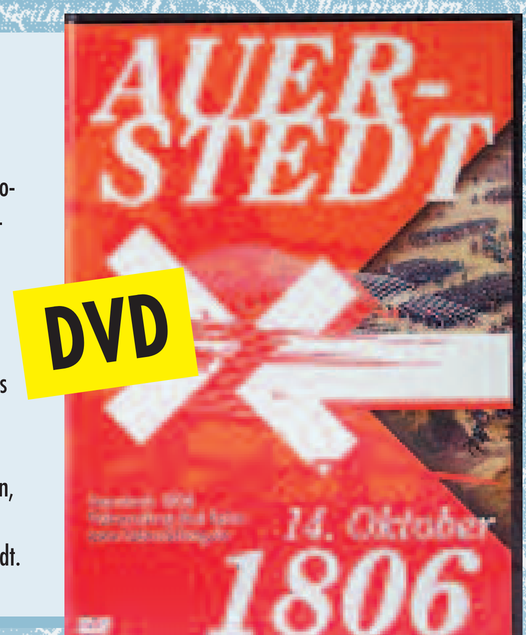
In diesem Bildband sind die meisterhaften und inzwischen als klassisch zu bezeichnenden Darstellungen von Menzel, Chodowiecki, Rössler, Camphausen, Schadow und anderen Künstlern vereinigt, die mit den Texten des bekannten Historikers Kugler ein facettenreiches Bild der geschichtlichen Größe dieses bedeutendsten Preußenkönigs und seiner Zeit geben.
Geb., 194 Seiten, 90 Tafeln, 124 Abbildungen im Text, Querformat 26,5 x 22,5 cm, traditionelle Fadenbindung

Die Schlacht bei Auerstedt am 14. Oktober 1806

gehört zu den Schicksalsereignissen der deutschen und europäischen Geschichte. Gemeinsam mit der zeitgleich stattfindenden Schlacht bei Jena hat sie sich tief in die Erinnerung der Menschen dieser Region eingegraben.

Etwa 200 Jahre nach der Schlacht ist die vorliegende Produktion der Versuch, dieses historische Ereignis auch aus der Sicht der Auerstedter Landbevölkerung darzustellen. Dazu wurden überlieferte Szenen von 1806 zum Teil an Originalschauplätzen nachgestellt. Mit Hilfe von Spielszenen, animierten Karten, historischen Abbildungen und Texten erzählt dieser Film die Geschichte der Schlacht von Auerstedt.

DVD



3 x Preußen für Sie

Topographisch-militairischer Atlas von dem Königreiche Preußen

Ein beeindruckendes und einzigartiges Kartenwerk von 1810.

Dieser Atlas zeigt einfach alles!
Ein prachtvolles und ergiebiges Werk für jeden Heimat- und Geschichtsfreund! Eine Fundgrube für alle Kartensammler!
Grandios und außergewöhnlich ist seine Genauigkeit!
Auf den bestechend gezeichneten Kartenblättern finden Sie jeden Ort, jede Poststation, jede Straße, Festungen, Vorwerke, Kirchen und Kapellen, Wirtschaftsbetriebe, Brücken und Schleusen, Wiesen und Moore – ja sogar einzelne Häuser und Baumgruppen.
30 faszinierende Detailkarten!
Herausgegeben wurden die außergewöhnlichen Karten von dem berühmten „Geographischen Institut in Weimar".



Preußische Allgemeine Zeitung
Das Ende der Reformen

Lesen Sie die Preußische Allgemeine Zeitung

- **Informationen**, die Hintergründe aufzeigen.
- **Themen**, die Sie woanders nicht lesen.
- **Kommentare**, die aussprechen, was andere verschweigen.

ANTWORT COUPON

Einfach absenden an:
Preußische Allgemeine Zeitung
Oberstraße 14 b
20144 Hamburg
oder am schnellsten per
SERVICE-TELEFON bestellen
Telefon: 040/41 40 08 42
Fax: 040/41 40 08 51
www.preussische-allgemeine.de

Schicken Sie mir bitte die Preußische Allgemeine Zeitung von der nächsten erreichbaren Ausgabe an für mindestens 1 Jahr und zusätzlich das Preußen-Paket für z.Zt. nur EUR 99,60 im Jahr (inkl. Versandkosten). Mit dem Bezug der Preußischen Allgemeinen Zeitung werde ich gleichzeitig Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen. Gültig ist der jeweils aktuelle Bezugspreis. Die Prämie wird nach Zahlungseingang versandt. Für bestehende oder eigene Abonnements oder Kurzzeitabos (unter 12 Monaten) wird keine Prämie gewährt. Im letzten halben Jahr waren weder ich noch eine andere Person aus meinem Haushalt Abonnent der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Prämienauslieferung solange Vorrat reicht. Lieferung nur innerhalb Deutschlands.

☒ Ja, ich abonniere für mind. 1 Jahr die Preußische Allgemeine Zeitung und möchte das Geschenk-Paket Preußen

☐ bequem + bargeldlos durch Bankabbuchung ☐ gegen Rechnung

Name/Vorname:

Straße/ Nr.:

PLZ/Ort:

Telefon:

Kontonummer:

Bankleitzahl:

Geldinstitut:

Datum, Unterschrift

MELDUNGEN

Feststimmung auf Fanö

Hamburg – Auf der dänischen Nordseeinsel Fanö findet vom 11. bis zum 13. Juli ein buntes Volksfest statt. Bei den „Fanniker-Tagen“ feiern die Inselbewohner drei Tage lang in den historischen Trachten Fanös und lauschen althergebrachten Spielmannsweisen. Im Festort Nordby wird zum Auftakt der diesjährigen Feierlichkeiten am Freitagabend Live-Musik Bewohner und Gäste in Feststimmung versetzen. Am Sonnabend ziehen die Fanö-Bewohner, die „Fanniker“, in einem großen Festzug vom Rathaus in Nordby zum Hafen. Auch am Sonntag findet solch ein Umzug statt, dann allerdings in Originaltrachten. In der Schifffahrts- und Trachtensammlung in Nordby, die während des Festwochenendes geöffnet ist, kann man außerdem mehr über die Historie der Insel erfahren. Auch im Süden der kleinen Urlaubsinsel wird im Juli gefeiert. Am 20. Juli findet der Sönderho-Tag statt, bei dem ebenfalls Trachten und Gebräuche aus früheren Zeiten vorgestellt werden. Informationen: Das aktuelle Programm der „Fanniker-Tage“ kann man unter www.fannikerdagen.dk einsehen. Auskünfte erteilt auch das Fanö Turistbureau, Faergevej 1, Nordby, 6720 Fanö, Dänemark, Telefon (00 45) 70 26 42 00, www.visitfanoe.dk. *ddp*

Bodensee erkunden

Gaienhofen – Den westlichen Teil des Bodensees kann man auf vielfältige Art und Weise erkunden. Vom Kanu oder von der Solarfähre aus entdecken Touristen den Untersee und lernen dabei sowohl deutsche als auch Schweizer Uferstädte kennen. Ganz nah am Wasser ist man mit dem Kanu unterwegs. Mit dem wendigen Gefährt lassen sich am Ufer gelegene Naturschutzgebiete und Rastplätze besuchen. Die Entfernungen am Untersee sind meist überschaubar. Ausleihen kann man die länglichen Wassersportgeräte an verschiedenen Stationen zwischen Konstanz und Stein am Rhein. Auch die Solarfähre „Reichenau“ zieht auf dem Untersee ihre geräuschlosen Bahnen. *ddp*

Die Welt auf Schienen entdecken

Unterwegs mit der Transsib von Moskau nach Peking – ein Reisebericht

Von Sophia E. Gerber

Bahnfahren als Urlaubserlebnis? Das wäre für den englischen Sozialreformer John Ruskin am Ende des 19. Jahrhunderts vollkommen abwegig gewesen. So schrieb er doch: „Eine Fahrt mit der Eisenbahn kann ich beim besten Willen nicht als Reise bezeichnen. Man wird ja lediglich von einem Ort zum anderen befördert und unterscheidet sich damit nur sehr wenig von einem Paket.“ Nur einige Jahre später sollte die wohl berühmteste und längste Zuglinie der Welt in Betrieb genommen werden: die Transsibirische Eisenbahn, kurz Transsib genannt. Über 9000 Kilometer lang ist die Strecke von Moskau nach Wladiwostok am Pazifik, die 2001 ihr offizielles 100jähriges Bestehen feierte. Im Herbst 2007 wagte ich gemeinsam mit einer kleinen Reisegruppe für zwei Wochen das Abenteuer Transsib. Wir wählten die sogenannte transmongolische Strecke mit dem Ziel Peking. Auftakt bildete die Besichtigung Moskaus. Im Herzen der Stadt schlenderten wir über den Roten Platz – Schaubühne geschichtsträchtiger Ereignisse und Spiegel der Macht des einstigen Riesenreiches. Ein Besuch des weltbekannten Lenin-Mausoleums und der Basilius-Kathedrale, ein Rundgang durch das weitläufige Kreml-Gelände und eine Fahrt mit der legendären Moskauer U-Bahn durften ebenso nicht fehlen. Für gutes Wetter hatte die russische Regierung gesorgt und anläßlich der Feierlichkeiten zum Stadtgeburtstag die Regenwolken über der Metropole von Flugzeugen zerschießen lassen.

Am Jaroslawer Bahnhof begann die eigentliche Reise, die 8000 Kilometer durch die Weite Rußlands über die Mongolei nach China führte. Am Abend setzte sich unser Zug Nummer 10 „Baikal“ in Bewegung. Die Reiseleiterin erklärte uns, die niedrige Kursnummer stehe für einen besseren Service an Bord. Tatsächlich sorgten in jedem Waggon zwei Zugbegleiter, die Prowodniks, für Ordnung und Sauberkeit, heizten den Wagen, achteten auf kochendes Wasser im Samowar, bewachten bei Zwischenstopps die Wagentüren und gaben Auskünfte über dies und das, wenn man denn wenigstens ein paar Brocken der russischen Sprache beherrschte. Obwohl die nur zwei mal zwei Meter großen Abteile sehr beengt waren und es keine richtige Waschgelegenheit gab, fühlten wir uns bald zuhause. Die Gardinen, die Plastikblumen auf den Tischchen und der lange rote Teppich auf dem Flur strahlten urige Gemütlichkeit aus. Die Kleidung der großen Welt draußen tauschten wir schnell gegen die typische Kluft des Mikrokosmos Transsib ein, bestehend aus Jogginganzug und Badelatschen. Überhaupt hatte die kleine Welt auf Rädern ihre eigenen Regeln. Während wir etwa jeden Tag ein bis zwei Zeitzonen durchquerten, galt im Zug immer Moskauer Zeit. Jenseits von Zeit und Raum vermischten sich die verschiedenen Kulturen. Die Fahrgäste kamen aus aller Welt: aus den verschiedenen Regionen der ehemaligen Sowjetunion, wie Turkmenistan, Kasachstan, Kirgisien, Aserbaidschan und Rußland, aus der Mongolei, aber auch aus Europa und Übersee. Beliebter Treffpunkt war der Speisewagen. Vor allem abends leerte man hier gemeinsam mit den russischen Reisenden das eine oder andere Glas Wodka und verständigte sich notfalls mit Händen und Füßen. Die russische Küche an Bord bestach nicht durch kulinarische Extravaganz. Die Mahlzeiten bestanden überwiegend aus Reis, Eiern, Hühnerfleisch, Suppen und Salat. Wer Abwechslung für den Gaumen wünschte, konnte sich an den Bahnsteigen mit Proviant bei den einheimischen Babuschkas (zu Deutsch Großmütter) eindecken. Diese boten Spezialitäten, wie hausgemachte Piroggen (gefüllte Teigtaschen mit Quark, Kartoffeln und Weißkohl), Omul (Räucherfisch), Pelmeni (eine Art Ravioli mit Fisch oder Fleisch) oder Blinis (mit Konfitüre, Hackfleisch oder Kavier gefüllte Eierkuchen), feil. Ansonsten vertrieben wir uns die Zeit mit Lesen, Karten spielen, Tee trinken, Kreuzworträtsel lösen und dösen. Bereits nach zwei Tagen stellte sich fernab der alltäglichen Hektik eine angenehme innere Ruhe ein. Meditativ wirkten auch die vorbeiziehende Landschaft der schier endlosen Taiga und die vereinzelten Bauerndörfer, die aus einem vergangenen Jahrhundert zu stammen schienen.



Fährt die 9000 Kilometer von Moskau nach Wladiwostok: Die Transsibirische Eisenbahn — Foto: Schnieder Reisen

Am vierten Tag erreichten wir Irkutsk, das einstige „Paris Sibiriens“, das für seine typisch verzierten Holzhäuser bekannt ist. Nach einem Stadtrundgang fuhren wir am Nachmittag in das 70 Kilometer entfernte, direkt am Baikalsee liegende Fischerdorf Listwjanka. Der nächste Tag begann mit einer Bootsfahrt über das mit 1600 Metern tiefste Süßgewässer der Welt und endete mit einem Besuch des Limnologischen Museums, in dem wir interessante Einzelheiten über den Baikalsee mit seiner einzigartigen Flora und Fauna erfuhren. Am Abend ging es mit der transmongolischen Eisenbahn weiter in Richtung Ulan Bator, der Hauptstadt der Mongolei. Ein Erlebnis der besonderen Art war die Zollkontrolle an der russisch-mongolischen Grenze. Stundenlang stellten Beamte den gesamten Zug auf den Kopf und trugen dabei Schmugglerwaren zu Tage – meist Kleidung und Lebensmittel –, die emsige Mongolinnen und Chinesinnen zuvor sorgfältig versteckt hatten. In Ulan Bator besuchten wir das für seine Saurierskelett-Sammlung berühmte Naturkundemuseum, den nach dem Revolutionär benannten Suchbaatar-Platz und den Palast des Bogd Khan, dem Oberhaupt des tibetischen Buddhismus in der Mongolei. In einer Nomadensiedlung außerhalb der Stadt nahmen wir eine Auszeit von der touristischen Jagd nach Kulturgütern. Ein altes Hirtenehepaar begrüßte uns in seinem gemütlichen Jurtenzelt mit einer Prise Schnupftabak und einer Tasse vergorener Stutenmilch.

Nachdem wir die gigantische Sandwüste Gobi durchquert hatten, näherten wir uns der vorletzten Etappe unserer Reise: Datong. Dort bewunderten wir die frühen buddhistischen Höhlentempel der Yungang-Grotten und das mitten in eine Felswand gebaute Hängende Kloster. Die letzten beiden Tage verbrachten wir in der chinesischen Hauptstadt Peking.

Höhepunkte waren hier die Besteigung der Großen Mauer und die Besichtigung des Kaiserpalasts, des Himmelstempels sowie der Verbotenen Stadt. Am Ende stiegen wir in den Flieger nach Deutschland mit dem einmaligen Gefühl, für ein paar Tage dem Alltagstrott auf dem Abstellgleis entflohen zu sein und das Leben in vollen Zügen genossen zu haben.

Das unbekannte Peru

Die Küste nördlich von Lima wartet mit ihren Schätzen auf moderne Entdecker

Von Elke Gersmann

Sonnabendabend in Miraflores. Es ist voll in den Straßen, Cafés und Restaurants. Hier, in einem der schönsten und beliebtesten Stadtteile Limas, tobt am Wochenende das Leben. Aus dem Parque Central klingt mitreißende Musik. Deren Quelle ist schnell gefunden: Mitten im Park hat jemand in einem kleinen Amphitheater seine Musikanlage aufgebaut. Die Ränge sind voll mit im Takt klatschenden Leuten, die das Schauspiel im Inneren beobachten: Es wird getanzt, was das Zeug hält. Immer wieder finden sich Paare neu zusammen und zeigen pure Lebensfreude in ihren dicken Jacken. Denn es ist kühl und nieselig in Lima. Wie so oft im Frühjahr, Herbst und Winter. Doch das tut dem Spaß keinen Abbruch.

Wer Perus Hauptstadt nicht gerade im südamerikanischen Sommer besucht, sollte also einen Pullover dabei haben – und sich die gute Laune nicht von grauen Wolken und Sprühregen verderben lassen. Der Garúa, wie dieser nieselige Nebel genannt wird, ist eben allgegenwärtig. Die Limeños steuern gegen, indem sie Farbe in die Stadt bringen. Viele Häuser sind in einem leuchtenden Gelbton gestrichen. Es wirkt ein bißchen wie Sonnenschein, wenn man durch die Straßen der Altstadt schlendert. Vorbei an prächtigen Kolonialbauten und der Kathedrale am Hauptplatz, Plaza de Armas. Und das muß hier einfach sein: eine glückbringende Kerze bei einer der Damen mit ihren bunten Wägelchen kaufen. Und ein Zwischenstopp für einen Kaffee in der Bar

Es ist kalt in der Hauptstadt

Cordana, die sich seit Jahrzehnten nicht verändert hat. Ober Luis Cerna ist mit der Bar alt geworden: er arbeitet hier schon seit 55 Jahren. Wirklich, so lange? „Si, si, cincuenta y cinco años“, ist sein einziger Kommentar. Dann macht er sich wieder an die Arbeit.

Ein gutes Stück weiter im Norden liegt Trujillo. In der hübschen Kolonialstadt scheint in manchen Ecken die Zeit stehengeblieben zu sein. Wenn nur die unendlich vielen hupenden Taxis nicht wären. Sie ersetzen das frühere Pferdegetrappel doch eher unschön.

Dort, wo sich die Pyramiden von Sonnen- und Mondtempel aus dem Wüstensand erheben, ist es jedoch ganz still. So, als wollten alle den Erbauern noch nachträglich Respekt zollen. Das Volk der Moche hat sie vor über 1400 Jahren errichtet. Und obwohl das Wetterphänomen El Niño schon ein Drittel der Bauten aus Lehm zerstört hat, wirkt besonders die Huaca del Sol immer noch riesig. 140 Millionen Lehmziegel wurden damals aufeinandergestapelt – und bildeten den größten alleinstehenden präkolumbischen Bau auf dem Gebiet des heutigen Peru.

Obwohl Archäologen bereits 1991 ihre Arbeiten an der Anlage starteten, machen sie ständig neue Entdeckungen: farbenprächtige Reliefs und Keramiken, aber auch neue Gräber. Direktor Ricardo Morales Gamarra ist nicht nur darauf stolz: „Hier sind an den Ausgrabungen zum ersten Mal von Anfang an nur peruanische Wissenschaftler beteiligt“, sagt er.

Auch bei der alten Chimú-Hauptstadt hat El Niño ganze Arbeit geleistet. Doch der Streifzug durch die Überreste des restaurierten Tschudi-Palasts läßt vor dem inneren Auge ein Bild entstehen, wie es in der Blütezeit des Chimú-Reiches um 1300 n. Chr. hier ausgesehen haben mag.

Die Wüste an der Pazifikküste scheint mit archäologischen Stätten gespickt zu sein. Auch rund um Chiclayo. Die geschäftige Stadt hat zwar nicht den kolonialen Charme von Trujillo. Dafür aber den Mercado de Brujos – den Hexenmarkt. Denn hier in der Umgebung leben besonders viele Schamanen – Zauberer, die den Menschen in allen Lebenslagen helfen sollen. An den Ständen gibt es Kräuter, Elixiere und allerlei Glücksbringer. Auch die Liebe spielt wie so oft eine besondere Rolle. Der richtige Duft soll den passenden Partner in die Arme treiben.

Alte Masken faszinieren

Wenn die Sinne nicht zu vernebelt sind, kann man sich anschließend einfach über den magiefreien Mercado Modelo treiben lassen. Staunend, obwohl man doch in Europa Überfluß gewohnt ist. Die Obst- und Gemüsestände scheinen unter dem Angebot zusammenzubrechen. Importiert ist hier fast nichts – von den rund 34 Klimazonen der Erde befinden sich 28 in Peru. Und so steht die Kiste mit den peruanischen Äpfeln ganz selbstverständlich neben den Papayas aus dem Regenwald.

Den gibt es in dieser sehr trockenen Region zwar nicht – aber sein Pendant, den Trockenwald. Scheinbar von einer Minute auf die andere wird es heiß, und die Hitze flimmert über den alten Johannisbrotbäumen des Santuario Histórico Bosque de Pómac.

Einige der Pyramiden ragen noch über die Gipfel der Bäume des Schutzgebiets hinaus. Wer sie erklimmt, wird mit einem atemberaubenden Blick auf den vor Hitze flimmernden Wald und das weiße Band des Rio de la Leche belohnt. Und weiß, daß diesen Blick noch nicht viele genossen haben. Denn diese Stätte ist in der Öffentlichkeit noch recht unbekannt.

Anders steht es um die reich bestückten Gräber der Herrscher von Sipán aus der Zeit um 300 n. Chr. Ihr Fund ganz in der Nähe von Chiclayo war im Jahr 1987 eine Sensation. Heute liegen die Schätze im Museo Tumbas Reales de Sipán im nahen Lambayeque. Die beeindruckenden Masken, filigranen Schmuckstücke und ausdrucksvollen Keramiken zeigen nicht nur die große Kunstfertigkeit dieses Volkes – sie versetzen für einen Moment auch in die alte Zeit zurück, scheinen deren Geschichte zu erzählen. Und die ist immer noch spannend.

In erster Linie sind es die Amerikaner

Betr.: „Rote Karte für Spekulanten“ (Nr. 20)

Treiben „nur“ Spekulanten die Ölpreise in die Höhe, oder sind es nicht vielmehr angloamerikanische Öl-Förderfirmen und Banken, wie der Wirtschaftsjournalist F. William Engdahl in seinem Buch „Mit der Ölwaffe zur Weltmacht – Der Weg zur neuen Weltordnung“ (Kopp Verlag) beschrieben hat?

Wegen Öl wird in Afghanistan und im Irak Krieg geführt! Daß diese Kriege Menschenleben kosten, zählt offenbar nicht. Engdahl erinnert uns, wie leicht es ist, andere Staaten als Mächte des Bösen zu brandmarken.

Mich wundert, daß nur Engdahl die Macht der anglo-amerikanische Ölfirmen anprangert, nicht aber die deutsche oder internationale Presse. Sind seine Erhebungen falsch?

Gibt es nicht „unsichtbare Hände“ der Geheimbünde, die nur unser Bestes wollen, nämlich unser Geld?

Gehen wir nicht unruhigen Zeiten entgegen? **Alfred Tegethoff, Recklinghausen**

Alle in einen Sack!

Betr.: „Gewalt neu entdeckt“ (Nr. 22)

Wer Gewalt gegen seine Mitmenschen ausübt, ist ein Verbrecher, egal, welch politisches Mäntelchen er sein eigen nennt. Ihm hat die allgemeine Ablehnung und Abwehr zu gelten.

Wenn sich vermummte Rechtsextremisten nicht anders als vermummte Linksextremisten benehmen, gehören sie alle in einen Sack!

Das ständige Einschlagen einer linksorientierten Öffentlichkeit auf national- oder rechtsorientierte Mitbürger kann einen Teil von ihnen in die Radikalität und Gewalttätigkeit geführt haben, was aber keine Gewalttat entschuldigt.

Wir brauchen eine gemeinsame Front aller Demokraten gegen jede Form von Gewalt.

Der Linksextremismus ist keinen Deut besser als der rechte, und Stalin und Mao sind auch immer noch die größten Massenmörder der Geschichte, was Hitler aber nicht besser macht.

Wolfgang Winckler, Bielefeld

Pflüger enttäuscht

Betr.: „Heckenschützen gegen Pflüger“ (Nr. 21)

Ein Heckenschütze bin ich nicht, aber Friedbert Pflüger mag ich auch nicht, er ist ein Zugang, auf den die Berliner CDU hätte verzichten können, auch wenn man leider zugeben muß, daß die Union in Berlin am Boden liegt und dringend frisches Blut braucht.

Wie die Union in Berlin wieder auf die Beine zu bringen ist, weiß ich nicht. Pflüger wird es jedenfalls nicht schaffen, und auch bei den Alteingesessenen sehe ich niemanden, der die CDU wieder zu einer echten Alternative werden lassen könnte.

Wenn Wowereit Berlins beliebtester Politiker ist, wie schwach müssen dann die anderen sein?

Jörg Tilenius, Berlin





Vater gesucht: Dieser Pilot befand sich um den 20. Januar 1943 herum auf dem Flughafen von Abbeville-Drucat in Nordfrankreich.

Alarmglocken

Betr.: „Backpfeifen“ (Nr. 22)

Die CDU bei knapp 20 Prozent der Wahlberechtigten in Schleswig-Holstein, und die SPD bei knapp 14. Wo sind denn die Volksparteien geblieben? Hat sie der häufige Wind an der Küste verweht?

Schleswig-Holstein hat gewählt, nur noch 34 Prozent der Bürger stehen hinter den einstmals großen Parteien CDU und SPD.

Was denken die anderen 66 Prozent?

Welche politischen Ziele haben sie, was erwarten sie noch von der Politik der großen Parteien, deren Alarmglocken auf Dauerton stehen müßten?

Natürlich ist Schleswig-Holstein nur ein Bundesland. Hört man sich aber um, dann ist es überall. **Otto Eberhardt, Heilbronn**

Franzose findet Medaillon mit Foto von unbekanntem deutschen Vater im Nachlaß der Mutter

Betr.: Familienzusammenführung

Jacques Payen ist einer der 200 000 Franzosen, die von deutsch-französischen Paaren im besetzten Frankreich geboren wurden. Er wurde im Département Somme, in der ehemaligen Provinz Picardie, geboren, wo er von seinen Großeltern großgezogen wurde, die ihn beschützt und geliebt haben. Er erfuhr die Wahrheit über seine Geburt, als er schon zwölf Jahre alt war. Sein Vater war ein deutscher Flieger. Jacques sucht nach seinen Wurzeln.

Er kam in dem kleinen Dorf Sailly-Flibeaucourt westlich von Abbeville am 20. Oktober 1943 zur Welt. In unmittelbarer Nähe des Dorfes lag der Flughafen Drucat-Le Plessiel, wo die deutsche Luftwaffe stationiert war. Seine Mutter, Lucile Payen, war damals eine junge Friseuse von 20 Jahren. Sie wurde wie viele andere Französinnen zur Arbeit in der Vachette-Fabrik zwangsverpflichtet, die für die deutsche Aufrüstung arbeitete. Der Flughafen befand sich im Bereich der Fabrik. So brauchte man Passierscheine, um zwischen verschiedenen Gebieten und Dörfern verkehren zu dürfen.

Lucile Payen hatte ihren Passierschein einer Freundin ausgeliehen und wurde deswegen festgenommen und inhaftiert. Eines Tages kamen deutsche Offiziere ins Gefängnis ... Sie suchten Arbeitskräfte, unter anderem für den Luftwaffenstützpunkt. Unter ihnen befand sich ein junger Pilot. Dieser Mann holte Lucile aus dem Gefängnis. Er wird wohl der Vater von Jacques sein. Der Neugeborene wurde einer Pflegemutter übergeben, aber sein Großvater nahm ihn bald danach zu sich. Als Frankreich 1944 befreit wurde, ersparte er seiner Tochter die Schmach, kahlgeschoren zu werden und als Geliebte eines Deutschen durch die Straßen gejagt zu werden. Sie zog nach Paris um.

Man erzählte Jacques, daß sein Vater ein französischer Lehrer gewesen war, der in Gefangenschaft in Deutschland verstorben war. Aber das wunderte ihn doch, zumal ein alter Landwirt aus der Nachbarschaft ihn manchmal im Lokaldialekt „t'chiot boche“ (kleiner boche) nannte. Boche war das Schimpfwort für die deutschen Besatzer gewesen. Nachdem er mit zwölf auf dem Dachboden alte Fotos und Briefe aus der Besatzungszeit entdeckt hatte, die ihn sehr durcheinander gebracht hatten, fragte er seine Mutter. Sie antwortete verkniffen, daß sein Vater ein deutscher Pilot gewesen war. Die Befragung verbesserte nicht die Beziehung zu seiner Mutter. Jedesmal, als Jacques das Thema ansprach, kam es zum Konflikt. Das Verhältnis zu seiner Mutter blieb lebenslang angespannt. Sie liebte und haßte ihn zugleich.

Als sie starb, fand Jacques in ihrem Nachlaß ein Medaillon, in dem auf der einen Seite sein eigenes Bild als Baby und auf der anderen das Bild eines Piloten war. Er hat daraus geschlossen, daß dieser Mann ganz sicher sein Vater war, da er sich nicht vorstellen konnte, daß die Mutter neben dem Bild ihres Kindes das Bild irgendeines Mannes hätte aufbewahren können. Jacques hat eine Karriere in der französischen Armee gemacht, wo er sich in jungen Jahren als Kampfschwimmer und später als Fallschirmjäger gemeldet hatte. Er glaubte, er würde seinen deutschen Vater nie finden, und hatte nicht nach ihm gesucht. Vor wenigen Jahren glaubte er jedoch, ihn gefunden zu haben, als er einen deutschen Piloten als Autor eines Briefes an seine Mutter im Internet identifizierte. Dieser Mann, der heute über 90 Jahre alt ist, war ein Held der deutschen Luftwaffe mit über 200 Siegen und mehreren Abstürzen gewesen, die er überlebte. Er war in Drucat-Le Plessiel stationiert gewesen, aber eine genetische Überprüfung ergab, daß er nicht Jacques Vater war. Er konnte oder wollte sich nicht an seine damaligen Kameraden erinnern.

Der Vater von Jacques hier auf dem Bild war ganz sicher im Januar 1943 in Drucat-Le Plessiel, und mit großer Sicherheit war er einer der Piloten des Jagdgeschwaders 26 „Schlageter“, JG26. Kann ein Leser der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* einen Hinweis geben? Weiß noch jemand, wo sich Listen deutscher Piloten an der Westfront befinden können? Hat jemand Namen der Piloten dieses Geschwaders? Es ist leider seitdem viel Zeit vergangen. **Jean-Paul Picaper, Autor von „Die Kinder der Schande – Das tragische Schicksal deutscher Besatzungskinder in Frankreich“**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **2306**

Grünen Parolen erlegen

Betr.: „Abschied vom ‚Atomtod‘“ (Nr. 22)

Es ist durchaus interessant, was Klaus Rainer Röhl über die anti-industriellen, die anti-kapitalistischen wie pro-kommunistischen Wurzeln der grünen Bewegung zusammengetragen hat. Doch leider erliegt er grünen Parolen und begibt sich aufs Glatteis, wenn er sagt: „Dabei verschmutzen wir täglich mehr die Atmosphäre mit Kohlendioxyd“ und es als „umweltschädliches Gas“ bezeichnet. Weiß er nicht, daß es ohne Kohlendioxyd keine grünen Pflanzen und kein Leben auf Erden gäbe?

Hier tritt die Perversion der ganzen grünen Bewegung offen zutage! Es ist eine Infamie ohnegleichen, alle Menschen, die essen und atmen müssen und dabei das in der Nahrung gebundene Kohlendioxyd wieder der Natur zurückgeben, zu Umwelt- und Klimasündern zu diffamieren, um sie dann besser ängstigen und abkassieren zu können. An diesem Geschäft einer „gelenkten Wirtschaft“ sind alle politischen Parteien beteiligt, von ganz links bis ganz rechts mit der Klimagöttin Angela Merkel als Vorreiterin.

Wolfgang Thüne, Oppenheim

Kirche macht unverständliche Politik

Betr.: Kirche

Mehrere Zeitungen berichteten über das zehnjährige Bestehen des „Aktionsbündnisses gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit“, in dem Vertreter der Evangelische Kirche eine führende Rolle spielen. Da hofft man, daß sie auch in ihrem Alltag Gewaltlosigkeit und Toleranz vorleben. Doch man staunt, da der Leiter des Aktionsbündnisses 25 von 50 Kirchengemeinden im Kirchenkreis Wittstock-Ruppin zwangsaufgelöst und gegen den Willen der Gemeindekirchenräte zu Gesamtkirchengemeinden zwangsfusioniert hat, obwohl noch 40 Prozent der Bewohner der Evangelischen Kirche angehören. Eine Seltenheit im „neuen Osten“!

Wie die Kirchenvertreter auf die Äußerungen eines Mitgliedes des Landesschülerrates, „daß Jugendliche in Brandenburg heute keinen Platz mehr in der Demokratie sähen und Perspektivlosigkeit herrsche“, reagierten, berichtete die Presse aus Potsdam nicht. Was hatten wir 1945 eigentlich für Perspektiven? Wir hatten weder ein warmes Nest noch genug zu essen. Wir waren dankbar, daß wir den Krieg überlebt und ein Dach über dem Kopf hatten.

Warum hat das „Aktionsbündnis gegen Gewalt“ sich eigentlich nicht für den Kubaner Garcia Vasquez engagiert, als er für die Freilassung politischer Gefangener vor der kubanischen Botschaft demonstrierte und dabei von 40 Linken des Castro-Fan-Clubs angepöbelt wurde, unter Begleitmusik kommunistischer Kampflieder? Man hört doch sonst die Flöhe husten, so dürfte diese Entgleisung, die Fremdenfeindlichkeit und Gewalt beinhaltet, nicht unbekannt geblieben sein, zumal Polizeikräfte eingreifen mußten. Daß das Bündnis sich nur gegen den Rechtsextremismus richtet, verstehe ich nicht, ist der Linksextremismus inzwischen ungefährlicher?

Daß Kirchenvertreter noch Zeit finden, sich neben ihrer Gemeindearbeit für Bündnisse zu engagieren, ist bewundernswert. Ich habe eine enge Bindung an die Evangelische Kirche und meine sagen zu dürfen, daß ihre Vertreter Leitbilder für andere sein sollten, wie es Vertreter der Bekennenden Kirche waren und diejenigen, die sich mit der „Kirche im Sozialismus“ nicht abfinden konnten.

Margarete-Elfriede Krause, Pattensen

Berichtigung

Zum Leserbrief „Einer lebt noch“ (Nr. 23) von Bernd Dauskardt

Richtig muß die entsprechende Passage lauten: „Nach wie vor lebt tatsächlich der letzte Mitverschwörer vom 20. Juli 1944. Ewald Heinrich von Kleist-Schmenzin (geb. 1922), damaliger Leutnant im IR 9. Er wollte sich durch persönlichen Einsatz opfern und Hitler töten. Kleist trug den Sprengsatz am Körper, bei der Vorführung von neuen Uniformen wollte er sich mit Hitler in die Luft sprengen, Hitler erschien nicht. Er (Kleist) konnte sich am 20. Juli 1944 aus dem Bendlerblock herausretten, Ermittlungen gegen ihn wurden eingestellt, es fehlten hierfür Beweise.“

Durch einen Satzfehler war diese Darstellung mit einer mißverständlichen Formulierung erschienen. Die Redaktion bedauert das Versehen.

MELDUNGEN

Osteuropäische Jugend wetteifert in Deutsch

Berlin – Noch kaum beachtet von der deutschen Öffentlichkeit findet der Wettbewerb „Jugend debattiert“, an dem in Deutschland dieses Jahr 70000 Schüler teilnahmen, auch im Ausland immer mehr Anklang. Wie die „Frankfurter Allgemeine“ berichtet, waren in Polen, Tschechien, der Ukraine und den drei Baltenstaaten 2007 bereits 1800 Schüler bei dem deutschsprachigen Debattierwettbewerb dabei, 30 Prozent mehr als 2006. Seit 2007 gibt es auch ein Europafinale der Bestplatzierten, das diesen Herbst in Warschau stattfindet.

Russe kauft »Das Vierte«

Berlin – Der 38jährige russische Medienunternehmer Dmitrij Lesnjewskij hat den TV-Sender „Das Vierte“ für 20 Millionen Euro gekauft. Er ist der erste Russe auf dem deutschen Fernsehmarkt, der als einer der härtesten der Welt gilt. „Das Vierte“ soll ersten Informationen zufolge ein politikferner „Spielfilmsender“ bleiben, aber anspruchsvoller werden.

ZUR PERSON

Aufstieg mit Modethemen

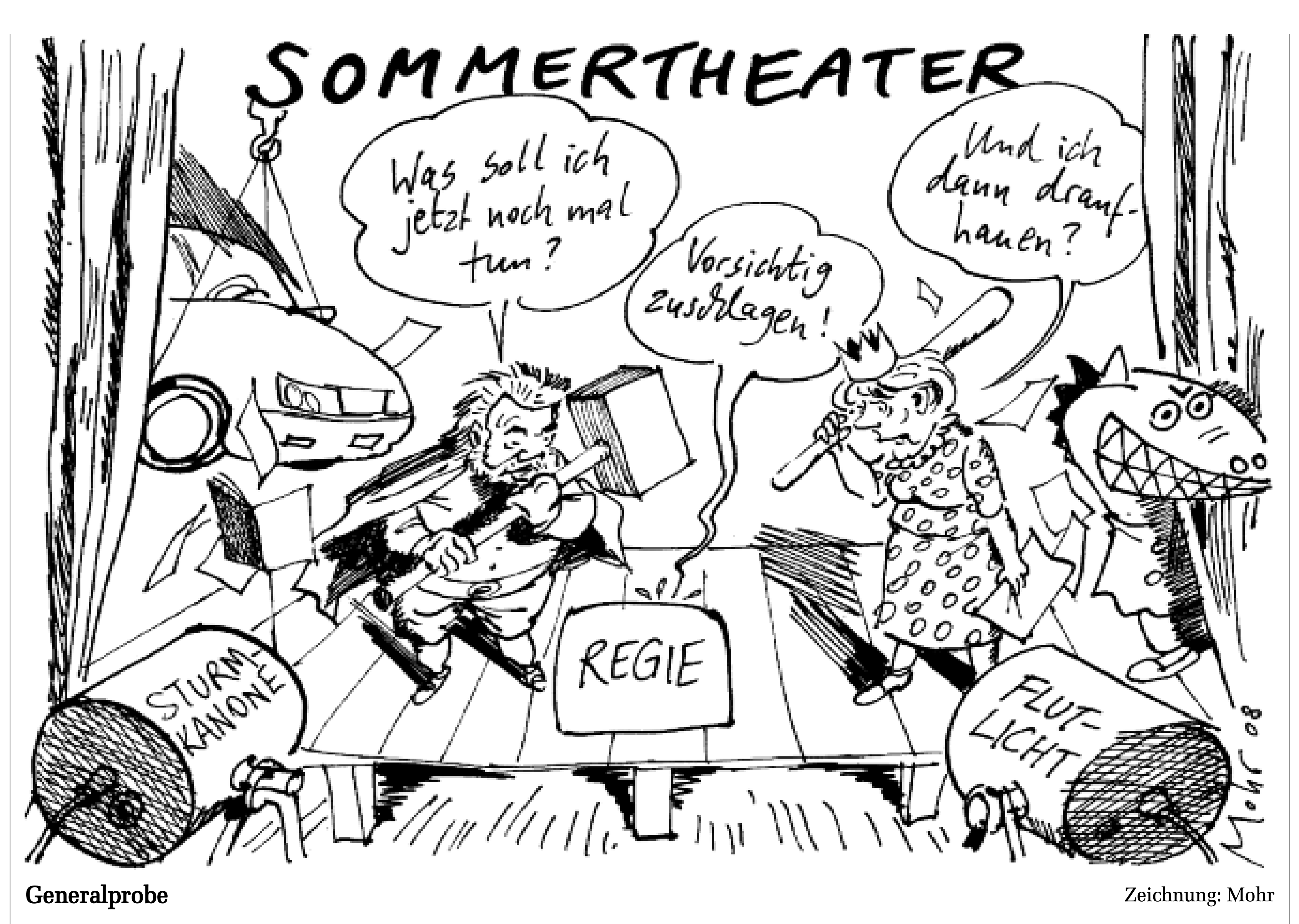


Er ist der Kronprinz des niedersächsischen Ministerpräsidenten Christian Wulff (CDU), der ihn im Jahr 2002 mit 31 Jahren zum Generalsekretär der Landes-CDU machte. Als Wahlkampfmanager führte **David McAllister** die Partei an die Macht in Hannover und bekam den Posten des Fraktionschefs im Landtag. Der gewandte Aufsteiger wurde am 14. Juni mit 98,9 Prozent der Stimmen zum CDU-Landesvorsitzenden als Nachfolger von Ministerpräsident Christian Wulff gewählt.

Als Sohn eines Schotten, der für das britische Militär in Berlin arbeitete, und einer Deutschen kam McAllister 1971 in Berlin zur Welt. Später zog die Familie ins niedersächsische Bad Bederkesa. McAllister studierte Jura in Hannover und engagierte sich in der Jungen Union (JU). Dort wurde er von Christian Wulff entdeckt.

„Mac“, wie er sich selbst nennt, ist auf Aufstieg programmiert, er hält Kontakte in alle Richtungen, ist mit FDP-Fraktionschef Philipp Rösler befreundet. Wenn es Not tut, geht er indes auch schnell auf Distanz: Als nach einem Treffen von Jungpolitikern um JU-Bundeschef Philipp Mißfelder, Markus Söder (CSU) und Stefan Mappus von der baden-württembergischen CDU, an dem auch McAllister teilnahm, Ursula von der Leyens Familienpolitik kritisiert wurde, schwieg er. Mit der ebenfalls aus Niedersachsen stammenden CDU-Ministerin wollte er sich nicht anlegen.

Der 37jährige will sich mehr mit unverdächtigen Themen wie Klimaschutz und Einwanderungspolitik profilieren. In der Heimat seines Vaters wird McAllisters Aufstieg aufmerksam verfolgt. Die „Sunday Times Scotland“ bejubelte ihn schon als „potentiellen künftigen Kanzler“. *M.A.*



Generalprobe Zeichnung: Mohr

Mit Würstchen

Warum die Iren das gar nicht durften, wie wir sie trotzdem kriegen, und wie schwer man den Geschmack auf der Zunge wieder loswird / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Das Diktatur-Ambiente muß auf Frank-Walter Steinmeier abgefärbt haben. Als der Außenminister während seiner Kuscheltour durch China vom Iren-Nein zum Lissabon-Vertrag getroffen wurde, drohte er dem unbotsamen Inselvolk sofort mit der Maximalstrafe: Rauswurf aus dem europäischen Integrationszug.

Demokratische Entscheidungsfreiheit? Mumpitz, auf das richtige Ergebnis kommt es an! Ach, wären wir doch in Afrika. Robert Mugabe darf seinen Simbabwern gar mit Krieg drohen, falls sie bei der Stichwahl am 27. Juni nicht für ihn stimmen. So betörend einfach kann die Kommunikation zwischen Politik und Volk laufen. In der EU geht das nicht so leicht. Das wird auch Steinmeier nach seiner Rückkehr auf den demokratieverseuchten Boden Europas schnell gespürt haben. Hier muß man gerissener vorgehen.

Egal, erst einmal sind wir alle nur gallig auf die Iren. Gerade die! „Ohne die Union wäre Irland heute nicht eines der reichsten Länder Europas, sondern immer noch dessen Armenhaus, wie bei seinem Beitritt 1973“, wütet eine große deutsche Regionalzeitung. Ähnlich äußern sich viele Deutsche, womit wir unser ungebrochenes Verhältnis zur Tradition der „käuflichen Liebe“ bekräftigen: Wir haben euch bezahlt, also tanzt jetzt gefälligst nicht aus unserer Reihe!

Doch die Iren halten sich nicht an die Regeln des europäischen Gewerbes. Ein Grund dafür ist angeblich, daß sie den Lissabon-Vertrag nicht verstanden haben. Na und? Wir ebenso wenig. Niemand weiß, wie die EU eigentlich funktioniert, wer da wo das Sagen hat und mit welchen Recht überhaupt. Allein der Subventionsdschungel mit seinen Förderfonds-Giganten. Wer soll da durchsteigen? Allerdings, wenigstens was die Geldverteilung angeht, könnten ausgerechnet diese wirren Tage etwas Klarheit darüber gebracht haben, wie die EU wirklich funktioniert.

Wir fragen uns schon lange, wieso Deutschland selbst in seinen schlimmsten Krisenjahren Hauptnettozahler geblieben ist, während boomende Nationen wie eben Irland absahnen durften. Jetzt erst erkennen wir das System dahinter: Länder, in denen das Volk nicht abstimmen darf, müssen zahlen, weil sich deren Steuerzahler gegen die Plünderung ohnehin nicht wehren können. Das viele Geld wird dann an die Staaten überwiesen, in denen Volksabstimmungen möglich sind, um deren Wähler geschmeidig zu schmieren. Böse Stimmen nennen so etwas „Abzocke“ hier und „Bestechung“ dort, sachkundige Europäer sprechen lieber von „Strukturhilfe“ oder „Kohäsionsfonds“ oder so, und natürlich von „europäischer Solidarität“.

> Wer Referenden machen darf, kriegt Geld von der EU, wer das nicht darf, muß bezahlen

Besonnene Beobachter lassen das Schimpfen auf die Iren sein und suchen lieber nach den Ursachen für den Bauchklatscher. Für sie bleibt es dabei: Die Bürger verstehen Europa zu wenig, man muß es ihnen näherbringen, die komplizierten Zusammenhänge und Mechanismen erklären.

Das hört sich recht bürgernah und sympathisch an, weil es so angenehm nach Einsicht klingt. Eigentlich. Indes, kennen wir diese Melodie nicht irgendwoher? Na klar, aus jeder Wahlsendung im deutschen Fernsehen. Dort stimmt sie der jeweils Unterlegene an. Nach dem Eingeständnis der Niederlage drechselt der Verlierer, daß er sein Programm „den Bürgerinnen und Bürgern im Land offenbar nicht hinreichend kommuniziert“ hat. Das Politikerdeutsch und bedeutet entweder „Das Volk ist tatsächlich noch viel blöder, als wir es uns im Wahlkampf ausgemalt hatten!“ oder „Zu dumm aber auch, daß uns die Wähler auf die Schliche gekommen sind mit unseren haltlosen Versprechungen und schwülstigen Phrasen.“

In der Tat haben viele Europäer den Eindruck, die EU sei ein Monstrum, wo auf verborgenen, labyrinthisch verschlungenen Pfaden ständig neue Sachen angeschoben werden, die später auf uns alle niederprasseln. Die Leute fühlen sich verkaspert, ja hintergangen von einem Bürokraten-Hofstaat, der sich ein Europa nach seinen Regeln bastelt, die deshalb so kompliziert gemacht sind, damit Kontrolle unmöglich bleibt.

Die Eurokraten fühlen sich von solchen Verdächtigungen schwer gekränkt. Sie meinten es gut und wollten Europa im Sinne aller Europäer nur voranbringen, entrüsten sie sich.

Und da gibt es jetzt viel zu tun, aber was? Ein neues Referendum, schlagen die einen vor, und die Urnenfolter so oft durchziehen, bis die Iren erschöpft zustimmen. Zu gefährlich, entgegnen die anderen. Sollen ziemlich stur sein, diese Iren. Daher prüfen EU-Rechtsexperten derzeit die Möglichkeit, den Iren ein paar Extra-Würstchen zu braten. Dann könnte man später sagen, daß der nun vorgelegte Vertrag mit Würstchen nicht mehr mit dem abgelehnten Entwurf ohne Beilage gleichzusetzen sei und daher vom irischen Parlament ohne neues Referendum durchgewinkt werden könne.

Raffiniert, was? Wie kunstvoll die Eurokraten auf verborgenen, labyrinthisch verschlungenen Pfaden zu ihrem Ziel kommen und dabei jede demokratische Kontrolle durch Regeln außer Kraft setzen, die sie selbst gebastelt haben und die außer ihnen niemand versteht, weshalb demokratische Kontrolle auch künftig unmöglich bleibt!

Zahlreiche Politiker mahnen denn auch zur Gelassenheit und betonen, daß die europäische Integration trotz aller Unebenheiten weitergehe. Sie haben recht, wie die geschilderten Überlegungen zur Überwindung der Irland-Krise beweisen: Es hat sich tatsächlich nichts geändert in Brüssel, ganz gleich, was Völker beschlossen haben mögen.

Die Lissabon-Würstchen für Dublin werden natürlich etwas kosten. Aber da werden wir uns als überzeugte Europäer nicht lumpen lassen; Geldgeschenke gehen deutschen Politikern „eingedenk unserer besonderen Verantwortung“ leicht von der Hand. Zumal die Überreichung der Präsente die Politiker stets in ein besonders nobles Licht taucht. Frank-Walter Steinmeier aalte sich beim Trip durch die chinesischen Erdbebengebiete sichtlich zufrieden in dem Glanz des Gönners. Etliche Millionen wird Deutschland aufbringen. Für die furchtbar geschlagenen Menschen dort sicher eine Hilfe, für Steinmeier ein schönes Echo in den deutschen Medien. Nur uns bleibt ein fader Geschmack auf der Zunge.

Wer indes fragt, warum man Millionenhilfe in ein Land schickt, dem die Milliarden eines bewundernswerten Wirtschaftsaufschwungs nur so aus den Ohren quellen, dessen Staatsfonds ihre Heuschreckenglieder in alle Welt strecken, der steht in der Ecke des herzlosen Buhmanns („Haben Sie denn die entsetzlichen Bilder nicht gesehen, Sie ...?“). Also fragen wir: Warum schicken wir Millionen in ein Land, das mit seinen gewaltigen Etatüberschüssen alles allein bewältigen könnte, während wir Schulden machen? Ist das etwa Schutzgeld, um die Manager der chinesischen Milliardenfonds gnädig zu stimmen, damit sie uns verschonen? Oder ist es Ablaß für den Dalai Lama-Besuch? Oder Schmiergeld, um deutschen Firmen den Weg ins Kopisten-Dorado zu ebnen? Wir wissen es nicht, der Geschmack geht nicht weg.

So ein „Pelz auf der Zunge“ ist langlebig, Deutsche und Österreicher zeigen ihn sich gegenseitig bei jeder Gelegenheit, wie jetzt bei der EM. Dabei wissen die meisten gar nicht mehr, warum wir so innig „verfreundet“ sind. Die historischen Druckstellen spürt ja kaum noch einer. Wer „Königgrätz“ sagt, bekommt die Frage zurück, wann der König Grätz denn regiert habe. Und bei „Anschluß“ denken wir nur noch an den Ärger mit der Telekom.

Aber so ist das bei guten Traditionen nunmal: Sie bestehen fort, selbst nachdem ihr Urgrund längst der Vergessenheit anheimgefallen ist. So werden die „Ösis“ weiter voller Wonne in ihrer Giftigkeit auf den großen Bruder („Piefke!“) baden, während der seine zur Schau gestellte Herablassung („Öster ... was?“) genießt wie eine dicke Zigarre.

ZITATE

*Hat man den **Iren** nur etwas Gutes schlecht erklärt? Die „Presse“ aus Wien zieht aus der **Ablehnung des Lissabonner Vertrags** der EU durch das Inselvolk einen anderen Schluß:*

„Mit Verträgen ist es wie mit Gedanken: Sind sie schlecht, lassen sie sich nicht gut formulieren. Die Vorstellung, man könne einen Mangel an Ehrlichkeit, Ideen und Führungsqualität zu einem Mangel an Kommunikation verniedlichen, ist kaum weniger gefährlich als die Propaganda der EU-Gegner, die so tun, als ob weniger Europa weniger Probleme bedeuten würde.“



Daniel Cohn-Bendit: „Nase voll“

*Der grüne Europapolitiker **Daniel Cohn-Bendit** drängt nach dem **Irland-Referendum** im „Spiegel“ (16. Juni) darauf, eine **Kern-EU** als eine von Deutschland und Frankreich angeführte „Föderation“ zu bilden mit nur mehr „**privilegierten Partnern**“ drum herum:*

„Ich habe die Nase voll von all den falschen Debatten. Ich will jetzt endlich klare Entscheidungen. Was soll aus Europa werden? Entweder sagen mir die Franzosen und die Deutschen: So eine Föderation, wie du sie dir ausmalst, die wollen wir auch nicht. Dann muß ich das hinnehmen ... Aber ich will die Grundsatzdebatte jetzt endlich führen. Ich will eine Zukunft vor mir sehen.“

*Der Vizepräsident der EU-Kommission **Günter Verheugen** (SPD) hält nichts vom Vorschlag von Bundesinnenminister **Wolfgang Schäuble** (CDU), den **EU-Ratspräsidenten** von den Völkern **direkt wählen** zu lassen. Dem „Tagesspiegel“ (17. Juni) sagte Verheugen:*

„Mit allem Respekt: Der Posten des EU-Ratspräsidenten ist ein Amt ohne jede exekutive Befugnis. Er wäre überlegitimiert, wenn er gewählt würde, nicht aber die anderen Präsidenten in der EU, etwa der Kommissionspräsident. Der EU-Ratspräsident wäre ein Sitzungspräsident und ein Repräsentant nach außen.“

*Verbraucherschutzminister **Horst Seehofer** (CSU) schüttelt im Interview mit dem „Focus“ (16. Juni) den Kopf über die **Energiepolitik der Grünen**:*

„Jetzt wollen sie keine Wasserkraftwerke und bremsen beim Biosprit. Ich warte nur noch auf den Antrag der Grünen, daß sie aus dem Leben aussteigen wollen.“

*Altkanzler **Helmut Schmidt** sagte der „Bild“-Zeitung (17. Juni) zur **heutigen Politikergeneration**:*

„Unsere heutige politische Generation ... hat es erheblich leichter als die vorangegangenen zwei bis drei. Die Fehler, die sie heute machen und die Defizite, die sie offen lassen, die kann man deshalb mit mildem Lächeln betrachten.“